



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Dreihundertdreiunddreissigster Jahrgang.

N. 36.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Acht Pfund.

Erzählung

von

Paul von Weisen.

(Fortsetzung.)

Aber der Dämon des Zufalls schien heute sein tückisches Spiel mit den armen Verliebten treiben zu wollen, denn wieder fuhren sie, ehe noch ihre Lippen sich berührt hatten, erschrocken auseinander, wieder erschallten schnell galeppende Hufschläge von der Strasse herauf und vor der Thüre hielt auf starkem Bergpferde ein junger, hochgewachsener Mann von etwa einundzwanzig Jahren, er trug einen grauen Reiseanzug, leinene Kamaschen bis zum Knie hinauf, ein Plaid lag vor dem Sattelpflock über seinem Pferde. Sein jugendlich frisches, hübsches Gesicht zeigte offene Herzlichkeit, fröhliche Lebenslust strahlte aus seinen blauen Augen, natürlich gelocktes dunkelblondes Haar quoll unter dem grauen Reishut hervor und seine ganze Erscheinung zeigte jene gelungene, kräftige Eleganz, welche man bei den vornehmsten Engländern und Amerikanern zu finden pflegt.

Er sprang schnell vom Sattel, warf einen scharfen, prüfenden Blick in das Haus und wartete dann mit einiger Ungebuld, bis ein alter Diener mit grauem Backenbart in bunter Reiselivree mit einem Wochstuchmüze nachgeritten kam und seinem Herrn das Pferd abnahm. Zunächst weit hinterher lag leuchtend ein Führer mit einer großen Reisekutsche den Bergweg herauf. Der junge Mann warf einen schnellen, prüfenden Blick auf den sich eben am Rückwege anschickenden Kautschetreiber und trat dann hastig in das Haus, mit flüchtigem Kopfnicken Joseph und Gretli begrüßend.

Zwei Damen sind eben hier abgestiegen, nicht wahr?" fragte er gebieterisch, kurz und fast heftig, in zwar geläufigem und richtigem Deutsch, aber

mit jenem eigenthümlichen Accent, welcher fast immer den Engländer bei der Aussprache fremder Sprachen kennzeichnet. Gretli bejahte etwas verwundert, während Joseph den störenden Fremden unwillig ansah.

"Die Fräulein von Langenberg und von Hohenstein?" fragte der Fremde weiter, indem besonders bei der Aussprache der Namen der fremdartige Accent scharf hervorklang.

Gretli reichte ihm statt der Antwort das aufgeschlagene Fremdenbuch.

"Well, well," rief der junge Mann.

"John, bezahle die Pferde," befahl er dem alten Diener in englischer Sprache, "wir werden hier bleiben."

"Well, Sir," erwiderte John und ging, langsam die

Pferde am Zügel führend, dem heraufsteigenden Führer entgegen, um den Befehl seines Herrn auszuführen.

"Geben Sie mir ein Zimmer — ich will wohnen in diesem Hause," sagte der junge Mann zu Joseph, der sich mürrisch abwandte.

"Wir haben kein Zimmer mehr frei, mein Herr," erwiderte Gretli vortretend, "die einzigen Zimmer, die wir haben, sind von den beiden Damen besetzt."

"Kein Zimmer frei!" rief der junge Mann — "das ist gleichgültig, so machen Sie eins frei; ich nehme das Zimmer von dem Wirth oder von wem Sie wollen, und mein John kann schlafen im Stall — es ist Alles gleichgültig, ich will wohnen in diesem Hause."

"Aber, mein Herr, das ist unmöglich — ganz unmöglich," sagte Gretli, fast erschrocken über die gebieterische Festigkeit des Fremden, "ich sage Ihnen, daß wir kein Zimmer mehr haben und auch nicht frei machen können."

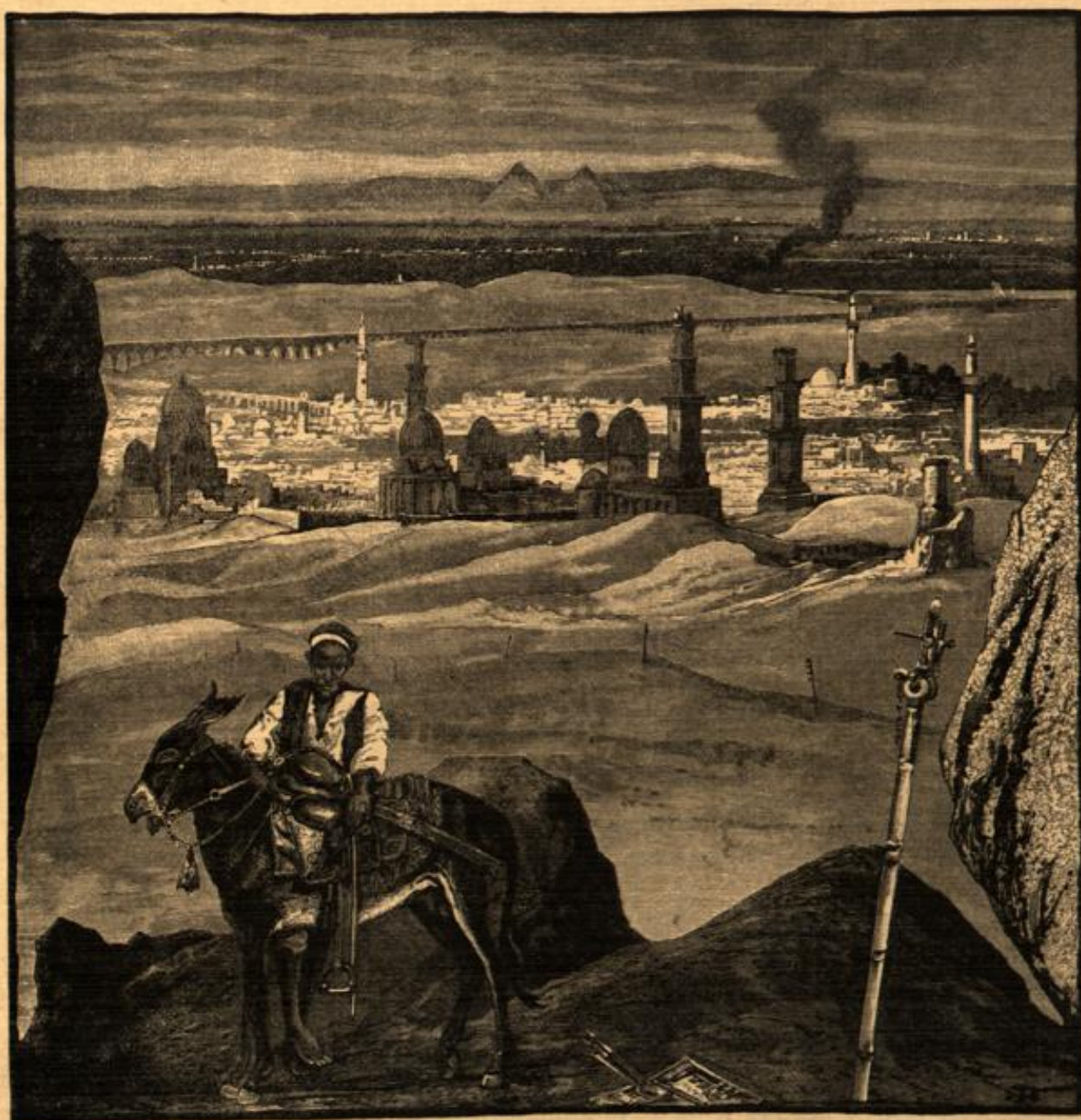
"Nicht können — warum nicht? Man kann Alles! Und was ist das hier?" fragte er, in der Stube umherblickend. — "Ich nehme dieses Zimmer hier — man kann mir ein Bett herstellen, und wenn Sie kein Bett haben, ein Stroh ausbreiten, eine Decke, alles gleich, ich will wohnen in diesem Hause, hören Sie wohl! — Und ich will nichts umsonst, ich will bezahlen, gern bezahlen; sagen Sie, was Sie verlangen für dieses Zimmer — scheuen Sie sich nicht, scheuen Sie sich gar nicht!"

"Es ist nicht richtig mit ihm," flüsterte Gretli Joseph zu.

"Ich weiß nicht, mein Herr," sagte sie dann, "ob es möglich sein wird, Ihnen hier in unserer Wohnstube ein Nachtlager zu bereiten — mein Vater ist nicht hier, sobald er kommt, soll er darüber entscheiden. Wollen Sie inzwischen Platz nehmen — soll ich Ihnen etwas zu essen oder zu trinken bringen?"

"Ich will wohnen in diesem Hause!" wiederholte der Fremde — "ich werde warten, bis Ihr Vater kommt, er wird mir schon dieses Zimmer geben oder ein anderes oder sein eigenes, wenn ich ihm sage, daß er fordern soll, was er will."

"Nun," sagte Gretli, "wenn mein Vater Ihnen für diese Nacht ein Lager



Kairo und das Nilthal. Zeichnung von H. Fenn. (S. 423.)

in diesem Zimmer aufschlagen will, so wird er es nur aus Gefälligkeit thun, um einen Gast nicht abzuweisen."

"Er soll fordern!" rief der Fremde. — "Was meinen Sie, mein hübsches Mädchen," fragte er in fast scheuem, ängstlichem Ton, "was meinen Sie wohl, was es kosten kann, wenn Ihr Vater mir dieß Zimmer abtritt? — Sagen Sie es mir, ich möchte es wissen?"

"Mein Gott," antwortete Gretli lachend, "was kann das kosten? Ich weiß ja nicht, ob der Vater einwilligt, aber wenn er es thut, was können wir dafür verlangen?"

"Sprechen Sie — sprechen Sie, ich will es wissen!"

"Nun denn," sagte Gretli mit einer Miene, als wolle sie den Fremden abschrecken — „zwei Franken für die Nacht."

"Zwei Franken!" rief der Fremde mit fast verzweiflungsvollem Ton, indem er wie gebrochen auf einen Stuhl niederfiel — „zwei Franken — o, das ist unmöglich, unmöglich, das geht nicht!"

"Es ist wirklich nicht richtig mit ihm; geh' nicht fort, Joseph, laß mich um Gottes willen nicht mit ihm allein!" flüsterte Gretli ängstlich.

"Nun, mein Herr," sagte sie dann, "wir wollen Sie gewiß nicht übertheuern, es ist ja nur geringe Mühe, ein Lager hier aufzuschlagen, ein Frank wird auch genug sein."

"Halten Sie ein, um Gottes willen, schweigen Sie!" rief der junge Mann heftig abwehrend — „Sie haben zwei Franken gesagt — oder waren es drei, waren es fünf, waren es vielleicht zehn? — nicht wahr, ich habe Sie mißverstanden, es waren zehn?"

Gretli wich ängstlich zurück.

"Zwei, mein Herr, habe ich gesagt, zwei, wir müßten uns ja schämen, mehr zu fordern."

"Es geht nicht — es geht nicht!" stöhnte der junge Mann verzweiflungsvoll.

"Und was kostet der Stuhl, wenn ich ihn miethen will für mich ganz allein?"

Gretli wurde immer ängstlicher.

"Wenn Sie bei uns bleiben, mein Herr," sagte sie, "so stehen ja alle unsere Stühle zu Ihrer Verfügung."

"Nein, nein, das will ich nicht; wenn ich einen Stuhl für mich ganz allein haben will, wenn ich alle Stühle für mich allein haben will, so daß niemand Anderes sich darauf setzen darf als ich — was muß ich bezahlen?"

"Um Gottes willen, Joseph, ich bleibe nicht länger hier, ich fürchte mich," flüsterte Gretli.

"Nun, mein Herr," sagte Joseph halb verwundert, halb unwillig, "wenn Sie durchaus einen Stuhl für sich haben wollen, so bezahlen Sie einen Franken."

"Einen Franken!" sagte der Fremde jammernd — „ein — zwei — drei — vier — fünf Stühle sind hier, macht fünf Franken — es geht nicht, es geht nicht, es ist unmöglich! Und hier," rief er dann, plötzlich aufspringend und zu einem Seitentisch hineilend, auf welchem verschiedene Teller, Gläser und Flaschen standen, "wenn ich noch dieß Geschirr miethen für mich, für mich ganz allein — was muß ich bezahlen?"

"Hören Sie auf, mein Herr," sagte Joseph, während Gretli sich hinter ihm versteckte, "es ist des Scherzes genug, hier werden keine Teller und Gläser vermiethet."

Der junge Mann fuhr mit einer schnellen Bewegung seines Armes über den Tisch, so daß alles Geschirr in Scherben zerklüftend auf den Boden stürzte.

"Ah," sagte er ganz vergnügt, "ich bin unvorsichtig gewesen — es thut mir leid — was kostet das?"

"Mein Gott, wie schade!" rief Gretli bestürzt; "es ist so schwer, hier etwas aus der Stadt herauf zu bringen."

"Nun, was kostet es?" drängte der Fremde.

"Mein Gott, das weiß ich so genau nicht, aber doch gewiß zehn Franken."

"Zehn Franken!" rief der Fremde mit der Miene schwerer Enttäuschung — „zehn Franken, fünf Franken die Stühle, zwei Franken das Nachtlager: siebenzehn Franken — es geht nicht — es geht nicht — unmöglich!"

Joseph's Gesicht röthete sich vor Zorn; er trat, während Gretli sich ganz betrübt zu den Scherben herabbeugte, drohend gegen den Fremden vor; aber ehe er ein Wort gesagt hatte, eilte dieser auf die Staffelei zu, die er erst jetzt zu bemerken schien.

"Ah," rief er, "ein Bild — das ist das hübsche Mädchen da — ja, ja, ganz ähnlich; ich liebe die Bilder, besonders wenn sie so hübsche Gesichter haben — ich will dieses Bild kaufen, was soll es kosten? — Fordern Sie, fordern Sie doch — es ist ein schönes Bild, wirklich ein schönes Bild, es muß wohl theuer sein; fordern Sie!"

"Mein Herr," rief Joseph, indem er zwischen den Fremden und die Staffelei trat, "das Bild hat keinen Preis, es ist nicht zu verkaufen und wird niemals verkauft werden, selbst wenn es vollendet wäre!"

"Gleichviel, vollendet oder nicht; ich will es kaufen, Sie sollen es vollenden."

"Ich sage Ihnen, mein Herr," rief Joseph mit flammenden Blicken, "dieß Bild ist nicht zu verkaufen — nicht um hundert Franken würde ich es hergeben!"

"Hundert Franken," rief der Fremde jubelnd, "das ist wenig — sehr wenig — hier, mein Freund, hier nehmen Sie!"

Er nahm fünf Goldstücke aus seinem Portemonnaie und wollte sie in Joseph's Hand drücken.

Joseph stieß ihn heftig zurück.

"Behalten Sie Ihr Geld, mein Herr, das Bild ist nicht zu verkaufen."

"Nein, Joseph, nein," flüsterte Gretli, indem sie sich an den Geliebten schmiegte, "nein, dieß Bild ist nicht zu verkaufen."

Der Fremde schlug traurig die Augen nieder — dann trat er in Gedanken versunken an die Staffelei, neben welcher auf einem kleinen Tische die in Farbe getauchten Pinsel lagen; er ergriff einen derselben, und ehe Joseph es verhindern konnte, hatte er einen dicken schwarzen Strich durch das Gesicht des Bildes gemacht.

"O, o," rief er, "das thut mir leid, ich war zerstreut, ich habe das Bild verdorben, ich muß es bezahlen. Hier, mein Freund, hier nehmen Sie die hundert Franken, die das Bild werth war — ich muß es jetzt wohl behalten. — Wenn Sie es mir wieder herstellen wollen, so fordern Sie den Preis für Ihre Arbeit — fordern Sie!"

"Mein Herr, das geht zu weit!" rief Joseph, indem er das Bild an sich riß und schmerzlich das entstellte Gesicht betrachtete. — "Ich will Ihr elendes Geld nicht, aber hüten Sie sich, noch etwas vergleichen zu thun, oder ich vergesse, daß Sie der Gast dieses Hauses sind."

Der Fremde schien durch Joseph's drohende Worte wenig aus der Fassung gebracht.

"Wenn Sie mir das Bild nicht geben wollen," sagte er, "so ist vielleicht das Original freundlicher — ich liebe hübsche Gesichter und Ihr Gesicht besonders — hören Sie, mein hübsches Mädchen, ich will Ihnen abkaufen einen Kuß — er muß theuer sein, das sehe ich wohl ein, und wenn ich ihn nehme, werde ich wohl den Preis bezahlen müssen."

Er trat schnell auf Gretli zu und wollte sie umarmen — sie warf sich aufreißend an Joseph's Brust. In demselben Augenblick öffnete sich die Hinterthür, die beiden Damen erschienen auf der Schwelle — helle Glut färbte die Wangen der jüngeren, zornige Entrüstung blühte aus den Augen der Tante.

Zu gleicher Zeit war auch der alte Lienhardt Furrer auf der Schwelle der Hausthür erschienen, grenzenloses Erstaunen malte sich auf seinem wetterharten Gesicht, er blieb, auf seinen schweren Eichenstock gestützt, unbeweglich stehen.

Joseph bemerkte, wie die Damen noch den Alten; er drückte Gretli fest an sich und rief, die geballte Faust gegen den Fremden erhebend:

"Zurück, Unverschämter! Dieses Mädchen ist mein, meine Geliebte, meine Braut; wagen Sie es einmal, sie zu beleidigen, so will ich Sie zusammenschlagen, daß Ihnen das Aufstehen vergehen soll!"

Gretli barg leise weinend ihr Haupt an Joseph's Brust. Der alte Furrer hob seine Mütze in den Nacken zurück, die Adern seiner Stirn schwellen bläulich an, schwer athmend trat er in das Zimmer.

"Was heißt das?" rief er zornbeugend — „was sagt der elende Bettelmaler? — Seine Geliebte — seine Braut wäre Gretli, mein Gretli, die Tochter des Lienhardt Furrer — Das ist zu frech! Jetzt bin ich hier, um den fremden Windbeutel da auch ohne solche Lüge zum Respekt zu bringen!"

Joseph fuhr erschrocken zusammen und ließ Gretli aus seinen Armen; diese aber schmiegte sich noch fester an ihn, sie hob stolz den Kopf empor, ihre Augen sprühten Feuer durch den Thränen Schleier, der sie verhüllte, und mit lauter Stimme rief sie:

"Es ist keine Lüge, mein Vater, er spricht die Wahrheit! — Ja, ich liebe ihn — ja, ich bin seine Braut; ich wollte es Euch sagen, wenn das Bild da fertig wäre — aber da es nun so gekommen ist, so mag es jetzt sein: ihm gehört mein Herz, mein Vater — und da Ihr es nun wißt, so gebt uns zusammen, Ihr könnt ja doch keinen besseren, keinen treueren Sohn finden."

Sprachlos vor Wuth stand der Alte einen Augenblick da, dann sagte er rauh und heftig Gretli's Arm und riß sie von Joseph's Seite.

"Die Dirne ist toll!" rief er — „marsch, fort mit Dir, marsch, an die Arbeit im Hause und wehe Dir, wenn Du ohne meine Erlaubniß über die Schwelle trittst! Du aber," knirschte er dann, indem die Wuth seine Stimme fast ersticke — „Du elender Bettelmaler, nichtswürdiger Heuchler, der Du mit hinterlistigem Undank meine Wohlthaten belohnst, hinaus auf der Stelle — hinaus aus meinem Hause; hüte Dich, Dich jemals hier wieder blicken zu lassen, hüte Dich, mir auf der Straße zu begegnen, hüte Dich, hüte Dich!" rief er, den hoch erhobenen Eichenstock gegen Joseph schwingend.

Dieser trat auf die Schwelle, er war todtenbleich, aber ruhig und gefaßt.

"Ich gehe," sagte er, "ich gehe, Lienhardt Furrer — dankt es Eurem grauen Haar und Eurer Tochter, daß ich Euch nicht antworte, wie Ihr es verdient. Lebe wohl, Gretli — lebe wohl, Du siehst, ich hatte Recht!"

"Joseph — mein Joseph!" rief Gretli schluchzend; "verzage nicht — glaube an mich, ich bleibe Dir treu bis zum Grabe!"

Sie wollte zu ihm hinein, der alte Furrer trat ihr in den Weg.

"Lieber im Grabe, ungerathenes Kind," sagte er, "als daß ich einen Menschen, wie den da, in mein Haus aufnehmen sollte, einen Lump, der nichts ist und nichts hat."

Joseph erhob zuckend die geballten Hände, aber wie seinen eigenen Zorn fürchtend, wendete er sich schnell um und

verschwand, mit starken Schritten davonschreitend, an der Wendung der Dorfstraße, auf welcher sich bereits einige Neugierige versammelt hatten.

Die beiden Damen waren auf's Höchste erstaunt auf der Thürschwelle stehen geblieben, die ältere von ihnen besonders schien tief ergriffen von der Szene, die sich vor ihren Augen abgespielt hatte, und während Fräulein Thella finster vor sich niedersah, eilte sie zu Gretli hin, nahm mit mütterlicher Herzlichkeit deren Hand und sagte:

"Fassen Sie sich, mein armes Kind; jedes Menschenleben hat seine Kämpfe — Sie müssen Ihrem Vater gehorchen, ich werde Gott bitten, daß er sein Herz erweichen möge."

Gretli beugte sich in dankbarer Nührung auf die Hand der Dame, welche so theilnehmend mit ihr sprach, der alte Furrer aber blickte grimmig auf und sagte:

"Gewiß wird sie ihrem Vater gehorchen, dafür werde ich sorgen — der liebe Gott hat Besseres zu thun, als sich in die Tollheiten einer närrischen Dirne zu mischen. Wer sind Sie und was wollen Sie hier?"

"Wir sind Ihre Gäste," sagte Fräulein von Hohenheim halb lächelnd, halb verlezt durch den brüskten Ton der Frage; "wir haben die Zimmer oben im Hause von Ihrer Tochter für einige Tage gemiethet, um uns hier in stiller Zurückgezogenheit zu erholen — es scheint," fügte sie mit einem strengen Seitenblick auf den jungen Fremden hinzu, "daß es uns nicht hat beschieden sein sollen, die Ruhe, die wir suchten, zu finden."

"Ich bitte um Verzeihung," sagte der Alte, seine Mütze abnehmend; "wenn ich unhöflich war; ich wußte nichts von der Anwesenheit der Damen, und wenn man solche tollen Dinge an seinem Kinde erleben muß, so kann Einem wohl die Galle überlaufen — ich hoffe, daß es den Damen in meinem Hause an nichts fehlen wird."

Der junge Fremde schien peinlich betroffen von den so unerwartet ernststen Folgen des von ihm herbeigeführten Bergangs. Jetzt erst grüßte er verbindlich mit dem fassen und leichten Anstande der besten Gesellschaft und sagte:

"Ich bin glücklich, daß der Zufall mich wieder mit den verehrten Damen zusammenführt. Ich wollte diese Verge hier lernen, von denen man mir so viel Schönes erzählt hat und in welchen man vor dem großen Zuge der Reisenden sicher ist. Wie freue ich mich, daß ich auch hier die liebenswürdige Gesellschaft der Damen genießen kann; ich bitte Sie, ganz über meine Dienste zu verfügen."

"Wir werden kaum in die Lage kommen, Mr. Hellmann," sagte die Tante, "Ihre Gefälligkeit in Anspruch zu nehmen; ich bin angegriffen und denke einige Tage in züchtiger Zurückgezogenheit hier zu bleiben, bevor ich meine Reise fortsetze; Sie werden kaum so lange wie wir in dieser Einsamkeit aushalten."

"O ja, o ja, ich werde aushalten!" rief Mr. Hellmann lebhaft; "ich liebe diese einsame Natur weit mehr als das Treiben auf der großen Straße — ich werde die Damen führen, wenn Sie in die Berge steigen, ich werde Ihnen vorlesen oder mit Ihnen Whist spielen, wenn Sie zu Hause bleiben; befehlen Sie ganz über mich, ich stehe unbeschränkt zu Ihren Diensten."

Die Tante zuckte, ohne zu antworten, mit beleidigender Kälte die Achseln.

Mr. Hellmann blickte fragend und bittend zu Fräulein Thella hinüber, aber es gelang ihm nicht, einen Blick von ihr zu erhalten.

"Und Sie, mein Herr," fragte der alte Furrer, "wie kommen Sie mit dieser ganzen Sache zusammen, was haben Sie mit dem Maler und meiner Tochter zu thun?"

"Ich will in diesem Hause wohnen," sagte Mr. Hellmann, "ich bin Ihr Gast wie diese Damen, und da mit Ihrer Tochter da gesagt hat, daß kein Zimmer mehr übrig sei, so bin ich zufrieden, wenn Sie mir hier ein Nachtlager gewähren; ich mache keine Ansprüche und ich will bezahlen; fordern Sie, ich will Alles bezahlen, was Sie verlangen."

Die Miene des Alten klärte sich auf.

"Nun," sagte er, "ich will thun, was möglich ist, ich weise nicht gern Gäste zurück."

"Ja," rief Gretli schluchzend, indem sie Mr. Hellmann mit einem Blick voll schmerzlichen Vorwurfs ansah, "daher ist das Alles gekommen — der Herr hat durchaus hier wohnen wollen, ich habe ihm gesagt, daß ich nicht wüßte, ob das anginge, und da hat er das Geschirr dort zerklüftet — und dann hat er mein Bild da verdorben, das schöne Bild, das der arme Joseph gemalt — dann hat er mich küssen wollen und da seid Ihr dazu gekommen, Vater — o, der Herr ist an all' meinem Unglück schuld, ein böser Geist hat ihn hieher geführt!"

Die alte Dame schüttelte unwillig den Kopf, Fräulein Thella schlug jetzt die Augen auf und sah Mr. Hellmann mit einem Blicke an, der ihm sein Blut in die Wangen trieb.

"O, ich bitte Sie, meine Damen, ich bitte Sie, das Alles war ein Scherz, ein reiner Scherz — ich weiß selbst nicht, wie es kam — lassen Sie mich Ihnen erklären —"

"Komm", Thella, sagte die Tante kurz, "wir haben hier nichts mehr zu thun." Sie nahm den Arm ihres Nichte und führte dieselbe, ohne Mr. Hellmann eines Blickes weiter zu würdigen, nach der Treppe, welche zu ihren Zimmern hinaufging.

Der alte Furrer hatte seinen neuen Gast kopfschüttelnd betrachtet, doch machte er weiter keine Bemerkungen — die Gastwirthin aller Grade sind ja stets geneigt, den Engländer

dem — für einen solchen hielt der alte Kutter den jungen Mann — alle möglichen außerordentlichen Eigenthümlichkeiten nachsehen, und so befaß er dem Grotli kurz und streng, an ihre Arbeit zu gehen und für die Bedürfnisse der Gäste zu sorgen, er selbst ließ von seinen Mägden ein provisorisches und primitives Lager in dem Wohnzimmer für Mr. Hellmann aufschlagen.

Der junge Mann trat seufzend und augenscheinlich von sorgenvollen Gedanken belastet vor die Thür und setzte sich an einem der dort stehenden Tische nieder.

John kam mit den Reisefäcken.

„Die Pferde sind zurückgeschickt, Sir,“ sagte er.

„Wieviel?“ fragte Mr. Hellmann.

„Zwanzig Franken.“

Unwillig schlug der junge Mann auf den Tisch.

„Es geht nicht, John — es geht nicht, ich kann die Rechnung nicht machen.“

John schüttelte ernst den Kopf.

„Geben wir zurück, Sir,“ sagte er, „in den großen Hetsels stimmt unsere Rechnung besser, hier werden wir immer tiefer in Verlegenheit kommen.“

„Unmöglich, John — unmöglich! Ich habe sie gefunden, sie ist hier, — schon glaubte ich, ihre Spur verloren zu haben, — mein Herz war erstarrt bei dem Gedanken — ich kann nicht von ihr lassen, ich kann es nicht; alles Glück meines Lebens ist hin, wenn ich sie verlieren soll.“

„Und Mr. Dörner, Sir,“ sagte John, „Ihr Herr Oheim? — Glauben Sie, daß er das billigen wird? — Eine Dame, der Sie auf der Straße begegnet sind, von der Sie nichts wissen, deren Familie Sie nicht kennen!“

„Das ist es ja, John, das ist es!“ rief der junge Mann. „Ich weiß, wie hart und streng mein Oheim sein kann, der mich doch so liebt und dem ich Alles verdanke. — Frühe von Langenberg heißt sie, Thessa von Langenberg — ich weiß, wie mein Oheim diesen deutschen Adel haßt, wie sich sein ruhiges Gesicht zornig entflammt, wenn er von dem Dünkel und Hochmuth des deutschen Adels spricht, und nun muß sie gerade zu dieser ihm so verhassten Klasse gehören — und doch, doch, er liebt mich ja, er würde mir mein Glück gewähren, wenn ich ihm sagte, daß ich ohne sie nicht leben kann, und nun, John, muß sie gerade hieher gehen, wo es mir unmöglich wird, ganz unmöglich, die Bedingung zu erfüllen, die er mir für meine Reise gestellt hat, diese Bedingung, die eine Thorheit, ein Wahnsinn ist, aber an der er festhält mit dem ganzen Eigensinn seines Charakters.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Blick über Kairo und das Nilsthal.

(Eilt S. 421.)

Die neuesten kriegerischen Vorgänge im Sudan, vor Allem das durch verrätherische Mordhandeln herbeigeführte traurige Ende, das General Gordon, eine der ritterlichsten Gestalten der britischen Armee, in dem so tapfer gehaltenen Kharum gefunden, haben die Blicke der gesamten gebildeten Welt von Neuem nach dem Nil gelenkt. Unser heutiges Bild wird daher sicherlich von doppeitem Interesse für unsere Leser sein; es läßt sie vom Berge Mokatam aus einen genauen Blick über die zu dessen Füßen gelegene Hauptstadt Aegyptens, das den prächtigen Orient so typisch repräsentierende Kairo, thun und weiter hinaus noch über das Nilthal bis zu den Pyramiden und der endlos sich dehrenden Wüste. Unten liegt die Stadt mit ihren Hunderten von Kuppeln und Minarets, ihrer Wildnis von regellos hingeworfenen gelben und weissen nach gedeckten Dächern und ihren dazwischen gestreuten Gärten mit dem dunklen Blättergrün der Euphorbie. Links im Vordergrund ist die Moschee des Sultans Hassan, genannt „Die Prachtige“, das bedeutendste Werk arabischer Baukunst. Der silberglänzende Streifen dahinter, es ist der Nil, der, zwischen braunen, palmenbedeckten Ufern, majestätisch langsam seine Fluten dem Mittelmeer zuwält. Zur Rechten zeichnet sich scharf das elegante Minarett und die Kuppel von El-Muayyad ab, darüber das Minarett von Kakhafin und zuletzt die beiden seltsam geformten Minarets von El-Hafim. Links liegt der ungeheure Hof der Ibn-Tuluns Moschee mit dem von der gewöhnlichen Form abweichenden Minarett, dahinter thürmen sich die Berge von Fostat. Im Hintergrunde, sich abhebend von dem Gebirgsgrat, der die Wüste abschließt, stehen, riesigen Grenzmarkern gleich, die schwebenden Züge längst gesunkener Größe — die Pyramiden. Links im Mittelgrunde ist der Aquadukt, welcher jahrhundertlang das Wasser des Nils nach der Citadelle geleitet, hinter uns haben wir die pittoreske Gruppe der in Trümmer gelassenen Mamelukengräber, herrliche Monumente aus der Blüthezeit arabischer Kunst, auf dem Friedhofe von El-Karaseh. Ueber die Pyramiden dieser Gräber hinaus sehen wir die lustigen Umrisse der Stufenpyramide von Sakkarah. — Das Alles gewährt ein Bild, das mit seinen Kontrasten und historischen Erinnerungen seinesgleichen sucht.

Reichskanzler Fürst Bismarck.

Von

Wilhelm Müller.

(Eilt S. 424 u. 425.)

Wenn richtig ist, was ein historischer Schriftsteller sagt: „Das Deutschland von heute ist das Deutschland Bismarck's“, so ist nichts natürlicher, als daß wir auf den Entwicklungsgang dieses reichen Lebens mit einigen markirenden Strichen aufmerksam zu machen wünschen. Otto Eduard Leopold v. Bismarck war am 1. April 1815 in Schönhausen geboren und brachte die ersten Knabenjahre auf dem pommer'schen Rittergut Kniephof zu. Sein Vater hatte

als Rittmeister seinen Abschied genommen; seine Mutter, die uns als eine sehr gebildete, kenntnißreiche Frau geschildert wird, wünschte abnungsvoll in ihrem Otto einst einen Diplomaten zu sehen. Bald mußte er das elterliche Haus verlassen. Wir finden ihn von 1821—1832 in Berlin, zuerst in der Plamann'schen Erziehungsanstalt, dann im Friedrich-Wilhelm-Gymnasium, zuletzt im Gymnasium zum Grauen Kloster. Während dieser Periode zeigte er eine rasche Fassungskraft, ein treffliches Gedächtniß und steigende Vorliebe für Geschichte, besonders preussische und deutsche. Strenge Wahrheitsliebe war ein hervorragender Zug seines Charakters; mehr zurückhaltend und beobachtend, schloß er sich nicht an Jedermann an, sondern knüpfte wenige, aber feste Freundschaften. Im Frühjahr 1832 machte er die Abiturientenprüfung und bezog die Universität Göttingen, um dort die Rechtswissenschaft zu studieren. Aber er besuchte keine Kollegien, sondern genoss das flotte Studentenleben in vollen Zügen. Nach drei Semestern kehrte er nach Berlin zurück, fand aber auch hier keine Zeit zum Kollegienbesuch. Als die Zeit des Examinens herannahte, hielt er es für das Zweckmäßigste, sich durch einen tüchtigen Privatdozenten auf dasselbe vorbereiten zu lassen. Mit eisernem Fleiße holte er das Veräumte nach und bestand nach wenigen Monaten, an Oetern 1835, das juristische Examen. Darauf trat er als Auskultator und Protokollführer beim Berliner Stadtgericht ein. Im folgenden Jahre ging er von der Justiz zur Verwaltung über, wurde Referendarius bei der königlichen Regierung zu Aachen, später bei der zu Potsdam, wo er zugleich bei den Gardejägern als einjähriger Freiwilliger eintrat, und begann 1839 gemeinschaftlich mit seinem älteren Bruder Bernhard einen Theil der väterlichen Güter zu verwalten. Dabei studierte er eifrig, las hauptsächlich historische Werke, auch theologische und philosophische, und führte mit seinen Freunden gerne politische Gespräche. Durch die Errettung seines Reittiegs vom Tode des Ertrinkens verdiente er sich 1842 seine erste Decoration, das Preussische „Für Rettung aus Gefahr“. Als sein Vater 1845 starb, theilten sich die drei Brüder in das Erbe. Otto übernahm, neben dem Kniephof, das Stammgut Schönhausen, nahm dort seinen Wohnsitz und nannte sich von nun an „von Bismarck-Schönhausen“. Am 28. Juli 1847 vermählte er sich mit Johanna v. Luttwaker, deren Eltern zu Reinfeld in Pommern lebten. Sie hatte einen christlichen Sinn, einen klaren Geist und verstand es, ihrem Mann, der durch das öffentliche Leben von Jahr zu Jahr mehr in Anspruch genommen war, eine schöne Häuslichkeit zu bereiten. „Sie ahnen nicht, was diese Frau aus mir gemacht hat!“ hörte man später Bismarck sagen. Die Ehe war eine äußerst glückliche; sie war mit drei Kindern gesegnet: Marie wurde am 21. August 1848, Herbert am 28. Dezember 1849, Wilhelm am 1. August 1852 geboren. Von Natur zu gemüthlicher Hauslichkeit angelegt, fand Bismarck in diesem Familienkreise die Herzensruhe und Lebensfreude nieder, welche des Lebens ernst und oft so gefährlicher Kampf ihm raubte.

Die parlamentarische Laufbahn betrat Bismarck 1847 als Mitglied des „Vereinigten Landtags“. Man fand in ihm nicht einen „Anfänger“, einen Neuling; vielmehr zeigte er sich sofort als vollendeter Redner. Diese Unergründlichkeit im Kampf, diese Schlagfertigkeit, diese Kunst, Alles auf seine natürlichen Prinzipien zurückzuführen und dem Doktrinarismus der liberalen Parteien eine gesunde Realpolitik entgegenzustellen, dieses Festhalten an der altpreussischen Treue, an der vollen Souveränität des Königthums, an dem Christenthum und an dessen Konsequenzen für den Staat zeigten den groß angelegten Mann, den unbeugsamen Charakter, das Durchdringen des politischen Bildes. Die Radikalen haben in ihm bereits ihren gefährlichsten Gegner, die Konventionen ihren künftigen Führer, der König und alle königlich Gesinnten erkannten in ihm eine Säule des Thrones. Wie heute, so bekämpfte er schon damals die Neigung der Volksvertretungen zum Parlamentarismus und ließ das, was man die Grundrechte des Königthums nennen könnte, nicht antasten.

Das „tolle Jahr“ 1848 fand in Bismarck seinen entschlossensten Gegner. Er suchte weder für die Nationalversammlung in Frankfurt, noch für die in Berlin ein Mandat zu erhalten, wirkte aber für das Königthum in den konservativen Vereinen und in der Presse. Nach Auflösung der revolutionär gesinnten preussischen Nationalversammlung ließ er sich 1849 in das Abgeordnetenhaus wählen, um dort das Königthum gegen die Demokratie zu verteidigen. Die Frankfurter Reichsverfassung, welche das Prinzip der Volkssouveränität aufstellte, war ihm höchst unympathisch; in der Annahme der deutschen Kaiserkrone seitens des Königs Friedrich Wilhelm IV. sah er nicht eine Stärkung, sondern eine Schwächung des preussischen Königthums, da dieses nur mit Hilfe der Revolution und im Kampfe gegen die Legitimität diese behaupten konnte; der Unionspolitik des Generals Labowitz stimmte er nicht bei, da er Preußen nicht den Beispielen einer von der Demokratie der Kleinstaaten beherzten Reichsversammlung unterworfen sehen wollte, und übernahm zuletzt in der Kammer, auf Ersuchen des neugebildeten Ministeriums Mantuffel, die Verteidigung des Olmücker Vertrags, weil er lieber die momentane Demüthigung Preußens, die an sich kein treues und warmes Preußenherz tief verletzte, hinnehmen, als die Revolution noch länger auf deutschem Boden sehen wollte. Realpolitiker, wie er war, sah er für Preußen keinen andern Ausweg und schlug somit diesen ein.

Das Jahr 1851 brachte Bismarck in die Kreise der Diplomatie. Er wurde zum preussischen Bundesstaatsgeheimen Legation und begab sich sofort auf seinen Posten nach Frankfurt. Dort lernte er die Hindernisse kennen, welche Preußens Reformbestrebungen entgegenstanden. Er kam bald zu der Einsicht, daß auf dem Wege der Bundesgesetzgebung Preußen niemals die Stellung eines mit Oesterreich gleichberechtigten erlangen, niemals den Grundsatz, daß kein Staat im Bunde mehr Geltung haben dürfe, als er vermöge seiner Machtverhältnisse zu beanspruchen habe, durchsetzen werde, denn in allen Reformfragen wurde Preußen durch die Stimmen Oesterreichs und der Mittelstaaten majorisirt. Schon damals dachte er an eine Auflösung des deutschen Bundes und an die Errichtung eines neuen Bundes, an dessen Spitze Preußen stehen sollte. Sein politisches Urtheil wurde vom König und den Ministern so hoch geschätzt, daß keine politische Frage von Wichtigkeit in Berlin entschieden wurde, ohne daß vorher Bismarck's Rathschläge eingeholt worden wären und daß er von Frankfurt aus zu verschiedenen Missionen, nach Wien, nach Paris, an kleinstaatliche Höfe, verwendet wurde. Seine offene Theilnahme für die Sache Italiens hatte zur Folge, daß er 1859 von Frankfurt abberufen und zum Geheulden in Petersburg ernannt wurde. Dort blieb er bis zum Mai 1862, wo ihm der Gesandtschaftsposten in Paris übertragen wurde. Aber bereits war mit ihm wegen der Uebernahme der

preussischen Ministerpräsidentschaft unterhandelt worden, da das Ministerium der „neuen Acta“ wegen der Frage der Heeresorganisation mit der Kammer in einen unlöslichen Konflikt gerathen war. Derselbe trat in ein so akutes Stadium, daß König Wilhelm I., der am 2. Januar 1861 seinem Bruder auf dem preussischen Throne gefolgt war, im September 1862 den Mann berief, welcher ihm von allen Einsichtsvollen als derjenige bezeichnet wurde, der der Thätigkeit sei, den Kampf der Krone mit der Volksvertretung siegreich durchzuführen.

Am 23. September wurde Bismarck zum Staatsminister und interimistischen Vorgesetzenden des Staatsministeriums, am 8. Oktober definitiv zum Präsidenten des Staatsministeriums und zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Den Konflikt zu lösen, gelang ihm zwar nicht; derselbe dauerte bis zum Herbst 1866; die Kammer verweigerte jedes Jahr die für die Heeresreorganisation geforderten Gelder; da aber das Herrenhaus dieselben genehmigte, so erklärte sich Bismarck verfassungsmäßig für berechtigt, den Staatshaushalt auch ohne die Zustimmung der Kammer weiter zu führen. Alle Kammerauflösungen halfen nichts; die in der Kammer herrschende Fortschrittspartei kam immer wieder in ihrer alten Stärke zurück. Aber auch der Ministerpräsident kam immer wieder; auch er wich keinen Schritt zurück. In der deutschen Politik setzte er dem Oesterreichischen Reformentwurf, der die Billigung des Frankfurter Fürstentages erhielt, einen auf den realen Machtverhältnissen und auf nationaler Grundlage beruhenden Reformplan entgegen, und den Bruch des Londoner Protokolls seitens der dänischen Regierung beantwortete er mit dem Einmarsch der deutschen Truppen in die Herzogthümer Holstein und Schleswig. Nach den Tagen von Düppel und Alsen war Dänemark verloren; der Wiener Friede lieferte diese Herzogthümer und Lauenburg an Preußen und Oesterreich aus. Die Frage über die staatsrechtlichen Verhältnisse der Herzogthümer führte, nachdem im Gasteiner Vertrag 1865 „die Risse“ nur nothdürftig „verklebt“ waren, 1866 zum Krieg. Nur so, glaubte Bismarck, könne die Frage der Herzogthümer und die deutsche Frage zugleich gelöst werden. Das Wüthigen des Attentats, welches der Genastier Ferdinand Cohn am 7. Mai in Berlin gegen Bismarck ausführte, bestärkte den König und seinen Minister im Gedanken der Nothwendigkeit dieses Krieges. Der preussische Sieg bei Königgrätz brachte am 3. Juli die Entscheidung. Die Präliminarien von Nikolsburg und der Prager Friede schufen ein neues Deutschland, brachten Preußen namhaften Gebietszuwachs und schieden Oesterreich aus dem Kreise seiner früheren Genossen. Ein neues Deutschland wurde aufgebaut, zunächst in der Form eines Norddeutschen Bundes. Bismarck, von seinem dankbaren König 1865 in den Grafenstand erhoben, legte zuerst den Bevollmächtigten sämtlicher norddeutschen Staaten, dann dem durch das allgemeine Stimmrecht und unter geheimer Abstimmung gewählten, konstituierenden norddeutschen Reichstag einen Verfassungsentwurf vor und brachte eine Vereinbarung zu Stande. Die süddeutschen Staaten wurden mit dem Norddeutschen Bund durch das Band der Allianzverträge, des neuen Zollvertrags und des Zollparlaments verbunden. Der neue Bund hatte zwar in Folge der Ausschließung der süddeutschen Staaten eine Lücke; aber Bismarck beilegte sich mit der Auffüllung derselben nicht; er war überzeugt, daß diese Lücke beim nächsten Anlaß von selbst sich schließen werde. Dieser Anlaß kam schon nach wenigen Jahren.

Hatte Bismarck im letzten Jahrzehnt Front gegen Oesterreich gemacht, so war nach 1866 fast keine ganze diplomatische Kunst gegen Frankreich gerichtet. Seit dem Jahre 1862 war der Kaiser Napoleon III. bemüht, die preussische Regierung in seine politischen Pläne hineinzuziehen. Zu verschiedenen Zeiten, besonders 1866 und 1867, wurden Bismarck Entwürfe einer französisch-preussischen Allianz vorgelegt, bei denen es sich theils um einige Rheingebiete, theils um Luxemburg, theils um Belgien handelte. Bismarck wies die französische Forderung, welche auf die Abtretung deutscher Rheinländer gerichtet war, aufs Entschiedenste zurück und behandelte die anderen Anträge „dilatorisch“. Den Luxemburger Streit, welcher 1867 zu einem Krieg sich entzünden zu wollen schien, brachte er durch sein umsichtiges und maßvolles Auftreten in das friedliche Fahrwasser der Diplomatie. Als aber die französische Regierung 1870 die spanische Thronkandidatur dazu benützte, um Preußen vor die Wahl zwischen Demüthigung oder Krieg zu stellen, hatte Bismarck den Eindruck: „daß nur die definitive Ueberzeugung, es sei mit und keine Grenzerweiterung Frankreichs zu erreichen, den Kaiser zu dem Entschlusse geführt hat, eine solche gegen uns zu erstreben“.

Der Krieg begann. Bismarck war vom Beginn bis zum Ende desselben im königlichen Hauptquartier. Während die deutschen Truppen Sieg um Sieg erfochten und die Moltke'sche Strategie Frankreich auf allen Kriegsschauplätzen niederwarf, war Bismarck bemüht, jede Art von Einmischung der neutralen Mächte fern zu halten und den Franzosen begreiflich zu machen, daß sie so gut als jedes andere Volk die Konsequenzen des von ihnen unternommenen Krieges zu tragen hätten. Frisch ist noch in unser Aller Gedächtniß Bismarck's Auftreten bei den Kapitulationsverhandlungen von Sedan, sein Zusammentreffen mit Napoleon, seine Unterredungen mit Favre und Thiers. Am 28. Januar 1871 unterzeichnete Bismarck die Waffenstillstandsconvention von Versailles, am 26. Februar die Friedenspräliminarien von Versailles, am 10. Mai den definitiven Friedensvertrag von Frankfurt. Das Ziel war erreicht: die alten Reichsländer Elsaß und Lothringen waren wieder deutsch, auf den Wällen von Straßburg und Metz wehte wieder die deutsche Flagge.

Auch zur Ueberbrückung der Mainlinie wurden in Versailles die Bausteine hergerichtet. Bismarck unterhandelte in Versailles mit den Bevollmächtigten der süddeutschen Staaten über die Bedingungen ihres Anschlusses an den Norddeutschen Bund und schloß mit ihnen die „Versailler Verträge“, welche den Norddeutschen Bund zum Deutschen Bund erweiterten und die Einheit Deutschlands schufen. Es gab wieder ein deutsches Reich und einen deutschen Kaiser. Am 18. Januar 1871 erfolgte im großen Spiegelsaal des Versailler Schlosses die feierliche Verkündigung des deutschen Kaiserthums, wobei Bismarck die von dem Kaiser Wilhelm an das deutsche Volk gerichtete Proklamation vorlas.

Am 21. März 1871, an welchem Tage der erste deutsche Reichstag eröffnet wurde, erhob der Kaiser den Reichskanzler Grafen Bismarck in Anerkennung seiner staatsmännischen Verdienste in den Fürstenstand und verlieh ihm eine Domäne im Herzogthum Lauenburg als erblichen Grundbesitz. Dort gründete sich Bismarck in Friedrichsruh ein stilles Asyl, wie er sich ein solches schon 1867 auf seinem neuverkauften pommer'schen Gute

Barzin geschaffen hatte. Dorthin, sei es nach Barzin, sei es nach Friedrichsruh, reist der Reichskanzler jedes Jahr, um von den Mühen der auswärtigen Politik und von den Kämpfen des Reichstags Erholung des Geistes und Stärkung seiner angegriffenen Nerven in den erfrischenden Wäldern zu suchen. Aber dem Kanzler des Deutschen Reiches ist die Ruhe eines Privatmannes nicht gegönnt. Während er in einem dieser Landhuse verweilt, treffen die preussischen Minister dort ein, erstatten die deutschen Botschafter dort mündlichen Bericht, kommen die Minister und Botschafter der auswärtigen Großmächte dorthin zu Besuch und zur Berathschlagung. Von bedeutenden Namen, welche in den letzten Jahren dort auftauchten, nennen wir nur den russischen Minister von Giers, den österreichischen Minister Grafen Kalnoky, den französischen Botschafter von Courcel.

Nach Gründung des Deutschen Reiches stellte sich Fürst Bismarck eine doppelte Aufgabe: nach Außen suchte er seinem Vaterlande den Frieden zu erhalten, im Innern durch eine verständige Gesetzgebung die Einheit zu befestigen und die wirtschaftliche Wohlfahrt zu erhöhen. Raum vom Kriege heimgekehrt, machte Bismarck der österreichischen Regierung Anträge zur Herstellung freundschaftlicher Beziehungen; die Dreikaiserzusammenkunft in Berlin konstatierte die Einigkeit der drei Ostmächte; auf ein ganzes Lusttrum hinein fühlte sich die europäische Politik durch diesen Akt beherrscht; der orientalische Krieg wurde mit glücklicher Hand lokalisiert; der Friedenskongress von 1878 wurde in Berlin unter der Präsidentschaft und dem mächtigen Einfluß des Fürsten Bismarck gehalten; als Rußland durch die Friedensbestimmungen sich verkürzt glaubte und Fürst Gortschakow einer russisch-französischen Allianz zusteuerte, antwortete Bismarck mit dem Abschluß eines deutsch-österreichischen Defensivbündnisses; diese neue Friedensliga warf ihre belebenden Strahlen nach Italien, nach den Donaufürstentümern Rumänien und Serbien, nach dem fernen Spanien; der neue Kaiser von Rußland, Alexander III., von der Einsicht geleitet, daß die Sicherheit seiner Dynastie und seines Reiches hauptsächlich auf einem guten Einvernehmen mit Deutschland beruhe, suchte Fühlung mit der deutschen Reichsregierung, in Folge dessen am 15. September 1884 in dem polnischen Lustschloß Esfienie-

wice eine zweite Dreikaiserzusammenkunft stattfand; das große Frankreich fand seine Kolonialinteressen am besten gewahrt durch Annäherung an Deutschland und ging im Jahre 1884 auf der

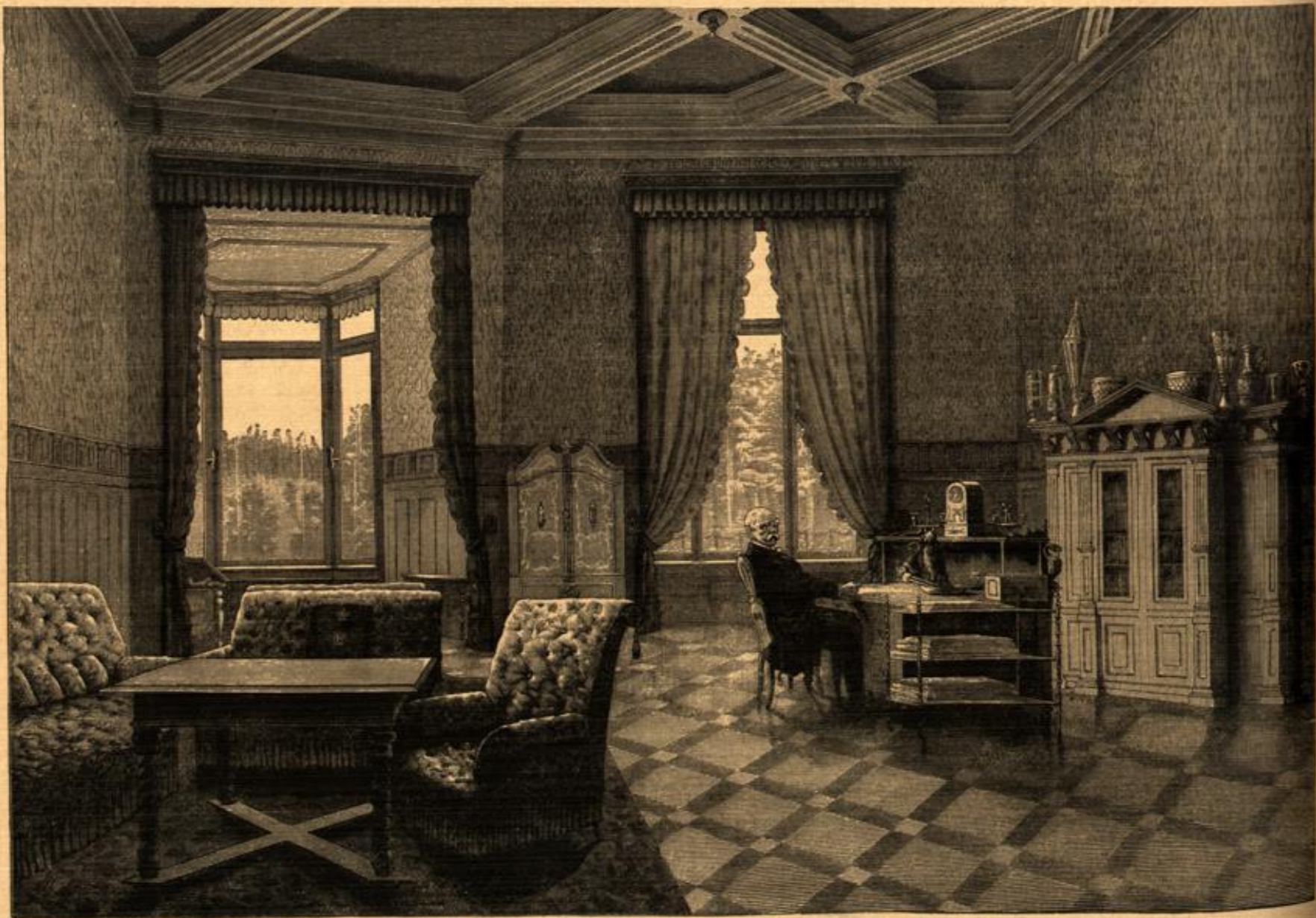
Londoner Konferenz und auf dem Berliner Kongress Hand in Hand mit dem Sieger von Sedan.

Hatte Fürst Bismarck die auf dem Gebiet der äußeren Politik gestellte Aufgabe mit unvergleichlicher Virtuosität gelöst, so errang er auch in der inneren Politik, trotz der von den Ultramontanen und Demokraten des Reichstags ihm bereiteten Hindernisse, manch' glänzenden, das Wohl des Reiches fördernden Triumph. Der darniederliegenden deutschen Industrie half er durch das Zollerzählgesetz von 1879 auf; für die verunglückten Arbeiter sorgte das Krankenversicherungsgesetz von 1883 und das Unfallversicherungsgesetz von 1884; der durch die auswärtige Konkurrenz niedergedrückten Landwirtschaft wurde durch Erhöhung der Kornzölle Erleichterung verschafft; dem deutschen Handel wurden durch Eröffnung der Kolonialpolitik neue Absatzgebiete in überseeischen Ländern angewiesen; dem Antrag der beiden Hansestädte Hamburg und Bremen auf Anschluß an den deutschen Zollverein, von welchem unter allen Bundesstaaten diese allein sich bisher ferngehalten hatten, entsprach Bismarck unter den für dieselben günstigsten Bedingungen. Wo er nur in der Gesetzgebung und in den Einrichtungen des Reiches eine Lücke erblickte, sehen wir ihn zu ihrer Ausfüllung die Initiative ergreifen. Der Reiz der deutschen Bischöfe gegen die Staatsgewalt galt die Gesetzgebung, mit welcher das Attentat im Zusammenhang stand, das am 18. Juli 1874 im Bad Rissingen der Böttchergeheile Rasmann auf Bismarck verübte; den Ausschreitungen der Sozialdemokratie, aus welcher die 1878 gegen den Kaiser gerichteten Attentate hervorgingen, galt das Sozialistengesetz.

Mit Recht sagt ein liberales Londoner Blatt: „Deutschland thut wohl daran, sich über den Besitz des einzigen Staatsmannes in Europa, welcher weiß, was er will, zu freuen. Seit zweiundzwanzig Jahren ist Fürst Bismarck der erste Deutsche in Deutschland, seit den letzten sechzehn Jahren ist er der erste Mann in Europa, und in seiner früheren Periode seiner ereignisvollen Geschichte hat er niemals eine so gebietende Stellung eingenommen, als die, welche er heute inne hat. Er hat alle seine Nebenbuhler überlebt oder gestürzt, er steht unangefochten und allein da, ein einsamer Kolos mit einem Welttheil als Sockel.“



Schloß Barzin, vom Eiskeller aus gesehen. Originalzeichnung von F. Iwan. (S. 423.)



Arbeitszimmer des Fürsten Bismarck in Barzin. Originalzeichnung von F. Iwan. (S. 423.)



Bismarck, der deutsche Reichskanzler. — Gedenkblatt zum 1. April 1885. (S. 423.)

...die Frau, aber — was meinte ich doch — ja — richtig, es war die officinalia, nicht die maritima, aber die Beiden leben sich zum Verwechseln ähnlich.“

Alles war starr. Natürlich sah Jeder sofort nach der Hand, um zu sehen, was den Professor so konfus gemacht. Eleonore sagte mir nachher, daß er von diesem Augenblick an mit ihr wie mit einem Kind gesprochen. Und als er durch ein Telegramm plötzlich von Immingen abgerufen wurde und keinen Abschiedsbefuch mehr machen konnte, ließ er sich nicht nehmen, daß er es nur des Bildes wegen nicht that.

Als später Eleonore nach Weihnachten zu ihrer Mutter kam, ließ ich den Tapezierer wieder kommen und den Stuhl in mein Studirzimmer schaffen. Ich nahm einige hundertfünfzig Bücher mit samt dem Schaf herunter und lag die Verlorenen an die gewonnene freie Wand. Das Bild hatte schauerhaftes Kreuzlicht, aber ich dachte, es sei nur um so besser. Mein Pult stellte ich so, daß ich dem Gemälde den Rücken drehte und meine Besucher empfahl ich ihnen guten Engeln.

Am Neujahrstag, kurz, nachdem meine Frau wieder zurückgekommen war, kam Tante Karoline. Ich hatte ihr erst kurz vorher von dem äußerst günstigen Licht im Stübchen gesprochen, daß mein Herz doch reuervoll schlug, als sie von dem Platz aus, wo Professor S. gesessen, nach der Wand hinauf sah und das Bild vermehrte. Ihr Erstaunen malte sich groß auf ihrem Gesicht, aber die gute Frau sagte kein Wort dazu.

„Wir haben Ihr Bild wo anders hingehängt — Ihr schönes Bild, Tante — in mein Studirzimmer,“ sagte ich und fügte dann mit dem Muth der Verzweiflung hinzu, ich habe nämlich im Sinne, es einmal meinen Sonntagsschülern zu zeigen.“

Tante Karoline sagte wieder nichts, sie wurde nicht lachend, aber sie schien wehmüthig gestimmt und das machte mir Gewissensbisse.

Noch bevor ich mich zur Ruhe legte, suchte ich deshalb wenigstens meine himmelschreiende Lüge gut zu machen. Ich schrieb einem befreundeten Lehrer und bat ihn, nächsten Donnerstag Abend mit meinen Zeichenschülern auf eine Tasse Thee zu uns zu kommen. Pünktlich erschienen sie auch, mit ihnen der Lehrer, Herr Diebert.

Ich empfing sie im vordern Zimmer. War ich Sonntag die und da in Verlegenheit, was mit den Jungen anfangen, so war ich es heute erst recht. Ich fragte jedoch nach dem Wohlfinden sämtlicher Väter und Mütter, Eleonore zeigte ihnen meine Photographieen, Herr Diebert erklärte ihnen dieselben und zuletzt kam die Allen willkommenes Kunde, daß der Thee bereit sei. Ich dehnte das Essen so weit hinaus, als es ging, als aber der letzte Knabe die letzte Butterstunde verzehrt hatte, zwang ein mahnender, über den Tisch herüber gesandter Blick Eleonores mich, den Bären endlich tanzen zu lassen.

„Liebe Kinder,“ sagte ich, „wollt ihr nicht einmal in mein Studirzimmer kommen und mein großes Bild vom verlorenen Sohn anschauen?“

„O gern, recht gern! Papa hat schon davon erzählt! Und Mama auch,“ schallte es durcheinander.

Wir gingen nach dem Studirzimmer. Das Bild wurde hübsch in's Licht gesetzt, das junge Volk stellte sich davor, ich auf dem einen Flügel, Herr Diebert auf dem andern. Ich räusperte mich. „Das Bild ist theilweise, was man sagt, realistisch, theilweise allegorisch. In der Mitte steht ein großer Säulen, die die verschiedenen Momente der Verfall von einander halten. In dem Theile zur linken Hand steht ihr das Bild der Vergangenheit des verlorenen Sohnes, er ist hungrig und elend und theilt sein Mahl mit den Schweinen, wie die Bibel es erzählt. Dann, im Hintergrund des Mittelbildes, steht ihr die Freude über den zum Zurückgekehrten, steht Tanzende und Musikirende. Rechts steht der Meßger, im Begriff, das festliche Kalb zu schlachten. Herr Diebert zeigte während meiner Erklärung mit einem Lineal auf die verschiedenen Personen, auf die ich anspielte, und als ich endlich mit meinem Galimatias durch war, war ich ordentlich müde geworden und trocknete mir den Schweiß von der Stirne.

Niemand sprach ein Wort, es war förmlich drückend. Selbst die Knaben fühlten, daß was gesagt werden müsse, und Fritz Diegel, des Meßgers Sohn, sonst der Stillste, wenn ich je über ästhetische Fragen gesprochen, stieß endlich mit sichtlicher Anstrengung die Worte heraus: „Sind das Wagner- oder Bayerschweine?“ Ein schallendes Gelächter brach den allgemeinen Druck und wie es bald darauf neun Uhr schlug, dankten Eleonore und ich unserem Schöpfer für die damit gekommene Erlösung.

Das sind nur zwei Beispiele von Hunderten, wie viel Ärger das gutgemeinte Geschenk uns brachte. Glücklicherweise hatte der März schon recht warme Tage, so daß ich bereits am zehnten zwei leibhaftige Fliegen an meinem Fenster herumspazieren sah. Früher hätte ich sie sicher getödtet. Jetzt nicht mehr. Ich sprang nach dem Weißzeugkasten. Mit eigenen Händen nahm ich die bewußte Gaze heraus und in wenigen Minuten hing sie über den Verlorenen und was wurde leichter. Den andern Tag kam Tante Karoline und trat auch in mein Studirzimmer. Mit einigem Schuldgefühl sagte ich: „Haben Sie nicht auch schon bemerkt, liebe Tante, wie früh die Fliegen kommen und wie lästig sie schon werden?“ Tante Karoline sagte nichts.

Es wäre unrecht, nicht zu sagen, daß wir dennoch vernünftig und glücklich in unserem Häuschen lebten, wenn es auch keinen Vormittag, keinen Nachmittag oder Abend gab, wo nicht eines der Verlorenen, sei es der Sohn selbst oder der Vater, die Mutter, der Fleischer oder eines der Schweine sich in unsere Unterhaltung gemischt.

Es war auch nicht gerade deshalb, aber es trug dazu bei, daß wir uns, als der Sommer und mit ihm meine Ferienzeit gekommen, nach einem stillen grünen Plätzchen im Schwarzwald umfahen, unser Häuschen schlossen und Rüste erlaubten, so lange zu ihren Eltern zu gehen.

Da war es dann ganz prächtig. Eleonore stückte, zeichnete und las nach Herzenslust; ich schrieb fleißig an einem angefangenen Werke, nahm im nahen Waldbach manch' erfrischendes Bad und saß Abends mit Eleonore unter der grünen Linde vor unserm ländlichen Wirthshause. So verlebten wir sechs herrliche Wochen ohne den verlorenen Sohn, bis — es war Anfangs September, ich sah gerade etwas verspätet beim Frühstück, während meine Frau mit der Wirthin über Hühnerzucht in ein Gespräch gerathen — das Schicksal sich in Gestalt des Posthalters dazwischen legte, der mit einem Zeitungsblatt in der Hand eilig auf mich zukam.

„Sind Sie nicht Herr Treuburg?“

„Ja,“ sagte ich.

„Von Immingen?“

„Ganz richtig.“

„Dann wird dieß vielleicht Sie selbst angehen,“ sagte er und zeigte auf einen Zeitungsbericht, der so lautete:

„Eine im Städtchen Immingen, Ob.-A. B., gestern Nacht ausgebrochene Feuersbrunst verzehrte die Häuser von Frau Julie Zieher und Herrn Felix Treuburg. Der Verlust ist ein beinahe totaler, theilweise durch Assekuranz gedeckt.“

Ich rief meinem armen Weibchen und brachte ihr so schonend wie möglich die Schreckensnachricht bei. Sofort gingen wir an zu packen, während ich, da die Post erst Nachmittags nach der Bahnstation abging, noch einem meiner Freunde telegraphirte und um umgehende nähere Berichte bat. Kurz vor unserer Abreise kam die Antwort: „Feuer brach Nachts bei Zieher aus, leider nur wenig gettet.“

Eleonore hatte die Kunde mit tapferem Herzen entgegengenommen, als die Depesche kam, drückte sie mir die Hand und sagte: „Felix, wir werden nicht arm sein, wir haben uns und unsere Liebe.“

Tags darauf waren wir in Immingen. Als wir an die letzte Station kamen, sagte Eleonore, indem sie ihren Kopf an meine Schulter lehnte und unter Thränen lächelte: „Felix, einen Trost haben wir doch!“

„Welchen?“ sagte ich.

„Wir brauchen die schrecklichen Schweine nimmer anzusehen.“

„Nimmer!“ sagte ich: „es ist kein Unglück so groß, es ist noch ein Glück dabei.“

Ich hatte dem Freunde gleichzeitig telegraphirt, uns abzuholen; er kam nicht allein, noch andere theilnehmende Bekannte hatten sich eingefunden.

„Es war so spät,“ sagte mein Freund, „und kam so plötzlich; der Wind blies scharf aus Nordwest.“

„Aber,“ sagte Herr Diebert, „etwas wird Ihnen große Freude machen.“

„So!“ sagte Eleonore erwartungsvoll. „Was denn?“

„Es ist nur dem Muth des jungen Fritz Diegel zu danken. Als alle Hoffnung verloren war, schlug er mit Einigen der Sonntagsschüler die Läden Ihres Studirzimmers ein und drang in dasselbe. Mit seinem eigenen Messer schnitt er das große Bild aus dem Rahmen und — das ist gerettet!“

Das Topf schlagen in Kärnten.

(Bild S. 435.)

Wir sehen auf unserm Bilde eine Volksbelustigung dargestellt, die in verschiedensten Formen fast in allen österreichischen Provinzen und auch in vielen Gegenden Deutschlands anzutreffen ist. Das Ziel ist bald ein Topf, bald ein Hahn, gewöhnlich allerdings nur ein nachgemachter, obgleich manchen Orts die ländliche Bevölkerung sich in ihrem Jagdgefühl nicht verleiht, auch wenn ein lebendiger Hahn malträtiert und von einem Glücklichem mit dem Stöckel erschlagen wird. Eine wirklich harmlose und erheitende Belustigung ist das „Topf schlagen“, wie es heute noch in vielen Dörfern Kärnthens gang und gäbe ist. An Sonn- oder Festtagen, Nachmittags, versammeln sich die Spieler und mit ihnen gewöhnlich die gesammte Dorfbewohnerschaft auf dem Platze vor dem Gemeinbewirthshause. Dort wird ein Pfahl in die Erde gerammt und dieser mit einem Topf bekrönt. Nun wird einer der Mitspieler zum Pfahle geführt, dort werden ihm die Augen verbunden, worauf er wieder zwanzig oder dreißig Schritte weit vom Pfahle weggelührt wird. Die Schritte werden laut gezählt; ist die richtige Distanz erreicht, darauf wird er einige Male um seine eigene Achse gedreht, dann gibt man ihm einen Stock in die Hand und überläßt ihn nun sich selbst. Er darf genau so viele Schritte zurück machen als er vordem geführt wurde, und nun darf er einen Schlag mit dem Stöckel thun. Trifft er den Topf, dann hat er gewonnen, hat er die Richtung verfehlt und macht er einen Lustigkeits, so wird er vom Publikum ausgelacht und namentlich von den anwesenden Dirnen scharf gehöhelt. In wohlhabenden Dörfern wirkt bei dem Spiele auch eine Musikbande mit. Sie spielt Piano, wenn der Schreitende auf falscher, und Forte, wenn er auf richtiger Bahre ist, ein glorioles Fortissimo endlich, wenn der Topf getroffen wird.

Die schöne Wittwe.

Roman

von

E. S. v. Dedentsoh.

(Fortsetzung.)

Der Gedanke, heute Abend vielleicht schon Gewißheit darüber zu erhalten, wie weit ihr Argwohn gegen Helene gerechtfertigt, hatte für Ella etwas um so Befriedigenderes, als ihr Herz sich für den heutigen Tag eine andere Aufgabe gestellt, von deren Resultat sie weitere Klärung ihrer Gefühle erwartete.

Eine Stunde später, und Ella verließ in ihrer Equipage allein das Schloß, sie hatte die Begleitung Helenens kühl abgelehnt, aber auch trotz der Warnung Jim's keinen Diener mitgenommen. Sie ertheilte dem Kutscher während der Fahrt den Befehl, den Weg nach Wildberg einzuschlagen; das war der Ort, wo Hulda Zornau früher gelebt. Ella hatte sich entschlossen, dieses Mädchen aufzusuchen, selbst zu prüfen, wie weit sie und ihren Bruder eine Schuld an dem Betrug treffe, den ihr Gatte an ihr verübt; sie hoffte auch, von derselben zu erfahren, wo der Förster sich aufhalte, wie sie sich mit dem Manne auseinandersehen könne.

Es war für Ella ein entsetzlicher Gedanke, daß ein Mann, von dem Freilich ihr in seiner Zuschrift versichert, daß er treu sein Amt verwaltet und jedenfalls nur bei ihr verleumdete worden, in Folge ihres Verfahrens gegen ihn sich unglücklich gemacht haben sollte. Der Mann, von dem sie nur gefordert, daß er sich eine andere Stelle suche, hatte die ihm gebotene Entschädigung verschmäht, hatte in seiner Leidenschaft erst Beschimpfungen gegen sie ausgestoßen, dann den Gendarmen beleidigt — sie hatte es verschuldet, wenn der Rähzorn des Verzweifelten den Förster verleitet, ihr in die Pferde zu fallen und Barning zu verwunden, er irrite jetzt als ein Flüchtiger umher und brütete vielleicht auf ein Verbrechen — durch ihre Schuld war er aus gewohnten Bahnen gestochen, einem Dämon in die Arme gefallen — er fluchte ihr, er legte es ihr zur Last, wenn ihn die Leidenschaft zu Gewaltthaten hingerissen.

Der Justizrath hatte Fürsprache für den Förster eingelegt wollen, sie hatte ihm Gehör versagt. Freilich war es, der Lieben zuerst angeklagt — konnte er jetzt für den Förster Partei ergreifen, wenn denselben eine Schuld traf?

Das Natürlichste wäre gewesen, wenn Ella sich an Freilich gewendet, dem Förster unter der Hand ihre Hülfe zu bieten, aber sie hätte es nie vermocht, Freilich gegenüber einzugestehen, daß sie Lieben verachten gelernt. Dem Heinde Lieben's gönnte ihr Stolz den Triumph nicht, sie darüber eröthen zu sehen, daß sie dem Gatten blind vertraut.

Die Stadt Wildberg war von dem feurigen Gespann der Baronin in einer Stunde erreicht. Sie ließ in einem Gasthose absteigen und machte sich allein auf den Weg, Erkundigungen über Hulda Zornau einzuziehen. Es war das in dem kleinen Orte nicht schwer. Jedermann erinnerte sich noch des wüsten Lebens, das Herr von Lieben hier schon zu der Zeit geführt, wo Schloß Liebenstein unter den Hammer gekommen, und wie er dann später immer wieder das arme Mädchen besuchte, dem er die Ehe versprochen. In einem Puhgeschäfte, in welchem die Baronin Nachfrage hielt, wußte man ihr genug zu erzählen, und nicht ahnend, daß sie zu der Wittve des Barons rede, schilderte die Inhaberin des Ladens die Vorgänge in einer für Ella sehr bitteren und sie tief niederschlagenden Weise.

„Mamfell Zornau ist hier,“ sagte sie, „ich kann Ihnen die Adresse geben und Sie werden ein gutes Werk thun, wenn Sie ihr Arbeit und Verdienst verschaffen. Ihr Bruder, der Förster, hat für sie vorige Woche hier ein Unterkommen suchen lassen, obwohl sie krank und elend, denn die Baronin Lieben ist plötzlich nach Liebenstein gekommen, und da mußte das arme Mädchen aus dem Wege gehen. Es hat freilich nichts genützt; die Leute erzählen, die stolze Baronin habe den Förster doch vom Hofe gesagt, er soll aus Wuth auf sie geschossen haben und jetzt flüchtig sein. All' das Elend hat die Hochmüthige auf ihrem Gewissen.“

Ella wandte ein, daß den Baron Lieben doch größere Schuld treffe als seine Frau, aber die Puhmacherin wollte davon nichts hören. „Es hat damals Mancher die Hulda Zornau verächtlich angesehen, weil sie sich einbildete, der Baron Lieben werde sie heirathen,“ lautete ihre Antwort. „Jeder hielt den Baron für einen leichtsinnigen Verführer, aber an der Hulda hat er tren festgehalten, und wäre er nicht erschossen worden, er hätte ihr sein Wort eingelöst.“

„Er war verheirathet, er hatte einer Andern den Eid der Treue geleistet.“

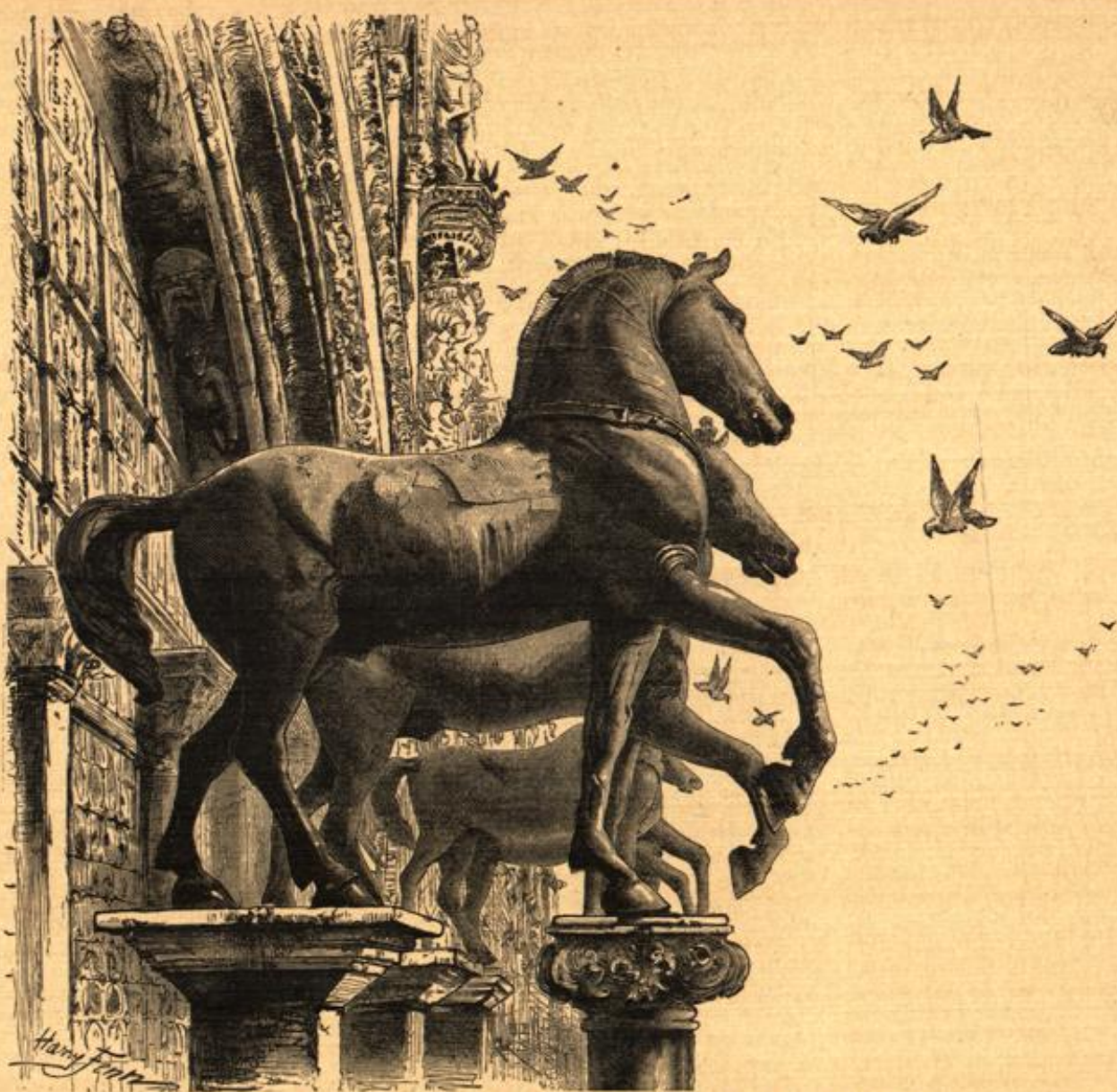
Die Frau zuckte die Achseln. „Er mußte es, er that's gezwungen,“ sagte sie. „Er steckte tief in Schulden und der reichen Kaufmannstöchter lag ja nur daran, Frau Baronin zu werden. Man kennt das, wie die vornehmen Herren gekauft werden; der Jude präsentiert den verfallenen Ehrenwechsel, da muß der Edelmann sich todtschießen oder eine Geldprovin heirathen, die seine Schulden bezahlt. Dem armen Herrn von Lieben ist's auch so ergangen. Lange Zeit hat er's der Hulda Zornau geheim gehalten, als sie es aber erfahren, hat sie ihn nicht mehr sehen mögen; von der Stunde ab hat sie keinen Groschen mehr von ihm genommen und sich ihr Brod durch Arbeit verdient, bis sie so krank und elend geworden, daß sie's nicht mehr vermochte.“

Da hat sie der Bruder zu sich genommen, obwohl er ihr lange gram gewesen, denn er hatte dem Baron nie recht getraut und wohl gefürchtet, noch Schande an seiner Schwester zu erleben. Es ist anders gekommen, aber nicht besser. Sie ist in Ehren geblieben, aber elend geworden; der Förster muß es ausbaden, daß der Baron seiner Schwester nachgestellt, daß er das arme Mädchen nicht verlassen, als er sich an die Reiche verkauft."

"Sie ist in Ehren geblieben?" fragte Ella, die kaum der Sprache mächtig — "wer soll das glauben!"

"Das wird Ihnen Jeder sagen, der die Hulda kennt; wär's anders, so hätte sie die verwittwete Frau Pastor Gade wohl nicht bei sich aufgenommen, da würde sie sich hier in Wildberg wohl nicht vor den Leuten sehen lassen können, da hätte sie auch der Förster eher todtgeschlagen, als in seinem Hause gepflegt. Nein, für eine schlechte Dirne würde ich mich nicht verwenden!"

Es war Vieles in den Worten der redseligen Frau, was eine ungerechte Beurtheilung der wirklichen Verhältnisse bekundete, aber auch das traf Ella, denn sie hätte es nie für möglich gehalten, daß es etwas geben könne, was ein milderer Licht auf die Schuld ihres Vaters zu werfen vermöge.



Das Biergespann auf der Markuskirche in Venedig. Zeichnung von H. Jant. (S. 430.)

Man entschuldigte ihn hier damit, daß ihn die Noth zu einem Betrüge gezwungen, man rühmte seine Treue gegen ein armes Mädchen, man nahm dabei freilich an, daß „die Reiche“, die ihn „gekauft“, nur seinen Namen gewollt. Das aber war es, was Ella sowohl von ihrem Vater als von Freilich warnend gesagt worden, was sie nicht hatte glauben wollen und was sie auch heute noch nicht erkannt. Ganz ebenso, wie sie damals nicht geglaubt, es könne ihr begegnen, daß ein vornehmer Mann sie nur ihres Geldes halber zu erobern trachte, hatte sie sich noch gestern in der Einbildung gewiegt, der Prinz Emil bringe ihrer Persönlichkeit das Opfer, mit allen Vorurtheilen des Standes brechen zu wollen! Ihre Eitelkeit hatte gewährt, daß sie ein Leos nicht zu fürchten habe, welches tausend Andere getroffen, weil sie nicht gelbstolz, weil ihr Herz wahres Glück gesucht und dafür jeden Opfers fähig, müßte ihr auch der Betrug fern bleiben, der eitle Thörinnen bestrafe. Weil sie einem verschuldeten Edelmann ihre Hand gereicht, beurtheilte man sie wie alle jene eiteln Erbinnen, welche sich einen vornehmen Namen kaufen — die Straße war hart, aber gerecht. Sie hatte die Warnungen ihres Vaters nicht beachtet, sie hatte Lieben vertraut,



Das Topf schlagen in Kärnten. Nach einer Skizze von F. Schlegel. (S. 427.)

ohne ihn zu prüfen, und dann sogar dem Vater und ihrem väterlichen Freunde gegrollt, weil dieselben sie davor gehindert, von Lieben völlig ruiniert zu werden.

Es war eine bittere Enttäuschung für Ella, zu erfahren, daß der Mann, der ihr Herz betrogen, einer wahren, hingebenden Liebe fähig gewesen, daß er einer Andern die verheißene Treue wenigstens im Herzen bewahrt, aber sie fühlte auch, daß sie ihm jetzt leichter seine Schuld verzeihen könne, wo sie gehört, daß er jener Andern schon verpflichtet gewesen, ehe er sie kennen gelernt, daß er durch die Noth der Verhältnisse gedrängt, aber nicht aus frivoler Herzlosigkeit sie betrogen!

Der Drang des Herzens, Derjenigen, die ihre Neben-

buhlerin gewesen, zu beweisen, daß sie keine unedle Rache gewollt, daß sie zu stolz, um eine wehrlose Feindin zu verfolgen, hatte Ella nach Wildberg geführt — jetzt fühlte sie das Bedürfnis, das Weib zu sehen, das ihr Gatte geliebt, das auch durch ihn elend geworden, und ihr zu sagen, was sie selber gelitten — es war ihr, als werde die Wunde in ihrer Brust, deren Brennen ihr jeden inneren Halt geraubt, seit sie Lieben's Betrug entdeckt, sich schließen, wenn sie Derjenigen die Hand reiche, die vielleicht noch schwerer gelitten als sie!

In einem kleinen, einfach, aber behaglich eingerichteten Stübchen eines Hauses am Markte zu Wildberg saßen zwei Frauen. Die ältere hatte ein aufgeschlagenes Andachts-

buch auf dem Schooße, sie hatte eine trostreiche Betrachtung aus demselben laut gelesen und ihr müdes, aber freundlich blickendes Auge war auf die jüngere geheftet, deren krankhaft bleiche Wangen und hohl liegende Augen davon zeugten, wie sehr sie des Zuspruchs bedurfte.

„Die Hand des Herrn hat schwer auf Dir geruht,“ sagte die Pastorin, „aber der Herr ist barmherzig, und wenn die Noth am größten, ist seine Hülfe Denen nahe, die auf ihn hoffen und vertrauen. Du hast schwer gefehlt, mein Kind, daß Du einem Manne, der vor Gottes Altar einer Andern seine Treue geschworen, noch in Gedanken angehängen, daß Du die Erinnerung an ihn nicht in Deiner Brust erstickst; Du hättest die Pflicht gehabt, der Frau dieses

Böser Markt.

Von J. P. Sebel. Illustrirt von Erdmann Wagner.

In der großen Stadt London und rings um sie her gibt es außerordentlich viel gute Karren, die an anderer Leute Geld oder Sachuhren oder kostbaren Fingerringen eine kindische Freude haben und nicht ruhen, bis sie dieselben haben. Die bringen sie zuweg manchmal durch List und Betrug, noch öfter durch kühnen Angriff, manchmal am hellen lichten Tag und an der offenen Landstraße. Einem geräthet es, dem Andern nicht. Der Kerkermeister zu London und der Scharfrichter wissen davon zu erzählen.

Eine seltsame Geschichte begegnete aber eines Tags einem vornehmen und reichen Mann. Der König und viele andere große Herren und Frauen waren an einem schönen Sommertage in einem großen königlichen Garten versammelt, dessen lange, gewundene Gänge sich in der Ferne in einem Wald verloren. Viele andere Personen waren auch zugegen, denen es nicht auf einen Gang und auf ein paar Stunden ankam, ihren geliebten König und seine Familie froh und glücklich zu sehen. Man aß und trank; man spielte und tanzte; man ging spazieren in den schönen Gängen und zwischen dem duftenden Rosengebüsch paarweise und allein, wie es sich traf. Da stellte sich ein Mensch, wohlgekleidet, als wenn er auch dazu gehörte, mit einer Pistole unter dem Rock, in einer abgelegenen Gegend an einen Baum, wo der Garten an den Wald grenzt, dachte, es wird schon Jemand kommen. Wie gesagt, so geschah, kommt ein Herr mit funkelndem Fingerringe, mit klingenden Uhrenketten, mit diamantenen Schnallen, mit breitem Ordensband und goldnem Stern, will spazieren gehen im kühlen



weil wir so gut mit einander zurecht kommen, wolltet Ihr mir nicht auch von meinen Waaren etwas abhandeln? Der Herr denkt an das Sprichwort, daß man müsse zu einem bösen Markt ein gutes Gesicht machen, und sagt: „Laßt sehen!“ Da zog der Bursche allerlei Kleinigkeiten aus der Tasche hervor, so er vom Zweibayenfrämer gekauft oder auch schon auf einer ungewaschenen Bank gefunden hatte, und der gute Herr mußte ihm Alles ablaufen. Als endlich der Spitzbube nichts mehr als die Pistole übrig hatte, und sah, daß der Herr noch ein paar Dublonen in dem grünen leinenen Geldbeutel hatte, sprach er noch: „Gnädiger Herr, wolltet Ihr mir für den Rest, den Ihr da in den Händen habt, nicht die Pistole abkaufen? Sie ist vom besten Büchsenhändler in London, und zwei Dublonen unter Brüdern werth.“ Der Herr dachte in der Ueberraschung: „Du dummer Dieb!“ und kauft die Pistole. Als er aber die Pistole gekauft hatte, kehrte er den Stiel um und sprach: „Nun halt, fauberer Geselle, und geh' augenblicklich voraus, wohin ich Dich heißen werde, oder ich schicke Dich auf der Stelle tot.“ Der Spitzbube aber nahm einen Sprung in den Wald und sagte: „Schießt herzhast los, gnädiger Herr, sie ist nicht geladen.“ Der Herr drückte ab, und es ging wirklich nicht los, wie untenstehende Figur beweist; denn sonst müßte man Rauch sehen. Er ließ den Lauf fallen und es war kein Körnlein Pulver darin. Der Dieb aber war unterdessen schon tief im Wald; und der vornehme Engländer ging schamroth zurück, daß er sich also habe in Schreck setzen lassen und dachte an Vieles.



Schatten, und denkt an nichts. Indem er an nichts denkt, kommt der Geselle hinter dem Baum hervor, macht dem guten Herrn ein bescheidenes Kompliment, zieht die Pistole zwischen dem Rock und Kamisol heraus, richtet ihren Mund auf des Herrn Brust und bittet ihn höflich, keinen Lärm zu machen, es brauche Niemand zu wissen, was sie mit einander zu reden haben. Man muß übel dran sein, wenn man vor einer Pistole steht, weil man nicht weiß, was drin steckt. Der Herr dachte vernünftig: „Der Leib ist kostbarer als das Geld! Lieber den Ring verloren, als den Finger!“ und versprach zu schweigen. „Gnädiger Herr,“ fuhr jetzt der Geselle fort, „wären Euch Eure zwei goldenen Uhren nicht feil für gute Bezahlung? Unser Schulmeister richtet die Uhr alle Tage anders, man weiß nie, wie man dran ist, und an der Sonnenuhr sind die Zahlen verwechselt.“ Will der reiche Herr wohl oder übel, so muß er dem Halunken die Uhren verkaufen für ein paar Stüber oder etwas, so man kaum ein Schöpflein dafür kann trinken. Und so handelt ihm der Spitzbube Ring und Schnallen und Ordensstern und das goldene Herz, so er vorne auf der Brust im Hemd hatte, Stück für Stück ab um schlechtes Geld, und immer mit der Pistole in der linken Hand. Als endlich der Herr dachte: „Jetzt bin ich abholvirt, gottlob!“ fing der Spitzbube von Neuem an: „Gnädiger Herr,



Mannes die Augen zu öffnen, als er trotz Deines Verbotes Dir nachstellte und süßigen Hoffnungen Worte gab. Jetzt fraßt es sich, daß Du geschwiegen.“

„Ich will ja gern Alles tragen,“ schluchzte Hulda, „aber mein armer Bruder! Wenn ich nur wüßte, ob es ihm helfen könnte, ich ginge nach Liebenstein und wollte so lange vor der stolzen Dame auf den Knien liegen, bis sie mein Flehen erhörte.“

Die Pastorin schüttelte den Kopf. „Gib diese Gedanken auf,“ sagte sie, „Du quälst Dich unnütz. Was sollte Deine Furcht fruchten? Er hat in Jähzorn und Rachsucht sich selber das Verderben bereitet, er hat sich aufgelegt gegen die Obrigkeit und ist flüchtig geworden, anstatt zu bereuen,

was er in wilder Leidenschaft gethan. Was soll die Furcht Jemand helfen, der sich nicht beugen mag?“

Es pochte an der Thüre.

Die Pastorin schaute auf und rief: „Herein!“

Die Thüre öffnete sich und eine fremde, elegant gekleidete Dame erschien auf der Schwelle.

Sowohl für die Pastorin wie für Hulda war Ella eine Fremde, die sie nie gesehen, aber Beide glaubten zu errathen, was die vornehme Dame herführe, denn die Pastorin hatte auf Wunsch Hulda's eine Annonce im Kreisblatt erlassen, Beschäftigung oder Anstellung für ein armes Mädchen zu suchen. Der Blick Ella's musterte Hulda mit neugierigem, theilnehmendem Interesse. Das krankhafte Aussehen der-

selben hatte etwas tief Erschütterndes für die reiche junge Frau, welche bis dahin nicht ohne Haß und Groll sich das Bild ihrer Nebenbuhlerin gemalt.

Das Auge Hulda's füllte sich mit Thränen, sie glaubte es zu errathen, daß ihr Anblick der Dame kein Vertrauen einflöße, ihr Arbeit zu geben.

„Sie beehren mich gewiß in Folge der Annonce,“ redete die Pastorin Ella an, als diese zögerte, ihr Erscheinen zu erklären. „Dies ist das junge Mädchen. Ich bin leider nicht bemittelt, sonst würde ich nicht dulden, daß sie Arbeit sucht, ehe sie sich wieder wohler fühlt. Wenn es eine leichte Beschäftigung wäre, die Sie ihr bieten können! Ich bürgte für Ehrlichkeit, Zuverlässigkeit, Treue.“

Ella war so bewegt, daß sie kaum zu sprechen vermochte. Sie hatte wohl schon die Armuth auf der Straße gesehen, auch Schilderungen wirklichen Elends gehört, die den Zweifel an Verschuldung desselben durch Lafter oder gar an Täuschung ausschlossen, sie hatte oft, von Mitleid bewegt, reiche Almosen gespendet, aber noch nie hatten Unglück und Noth einen so ergreifenden Eindruck auf sie gemacht wie hier — dieses Mädchen hatte sich einst träumen dürfen, den Namen zu führen, der auf ihrer Karte prangte, sie hat um Arbeit und dabei gleich sie einem Schatten, der vor einem Hauche vergehen könnte.

„Sie scheinen mir sehr krank zu sein,“ tönte es endlich von ihren Lippen. „Sie bedürfen der Pflege — wenn ich es Ihnen anbieten dürfte — ich bin reich.“

„Ich danke,“ unterbrach Hulda die Baronin und eine leichte Röthe färbte ihre weißen Wangen. „Ich bin nicht krank, ich habe nur viel Kummer und Gram gehabt, ich kann arbeiten.“

„Nur viel Kummer und Gram! Das klingt sehr traurig. Gegen Kummer und Gram gibt es freilich kein Mittel, oder haben Sie Sorgen, bei denen Hülfe möglich? Ich bin nicht ganz ohne Einfluß.“

Der theilnehmende Ton Ella's drang Hulda zum Herzen, gab ihr den Muth, ihr zu beichten, was sie am schwersten bedrückte.

„Ihre Güte, gnädige Frau,“ sagte sie, „läßt mich eine dreiste Hoffnung wagen. Ich habe einen Bruder, er war Förster auf Liebenstein. Ich kann beschwören, daß er seiner Herrschaft immer treu und ehrlich gedient. Die Baronin von Lieben hat ihn plötzlich entlassen. Er ist heftig, jähzornig. Er hat sich gegen einen Gendarmen und auch gegen die gnädige Frau vergangen. Er ist flüchtig, seine Frau und Kinder sind in Angst und Sorge. Wenn Jemand ein gutes Wort für ihn einlegt!“

„Ich kenne die Angelegenheit,“ lächelte Ella, „Sie scheinen falsch berichtet zu sein. Die Baronin hat keine Klage gegen den Förster erhoben und will ihm gern verzeihen, wenn er sich nur stellt, sie hat das der Frau des Försters sagen lassen und ihr gestattet, in der Försterei zu bleiben. Die Baronin hatte dem Förster, den man bei ihr verklundet, übereilt gekündigt, es wäre ihr sehr peinlich, wenn der Mann sich selber noch mehr in's Unglück bringen sollte.“

Hulda lächelte ungläubig, bitter. „Verzeihen Sie,“ antwortete sie, „aber der Frau Baronin Lieben kann mein Bruder kein Erbarmen zutrauen. Sie ist hart und stolz und sie hat auch wohl Ursache gehabt, meinen Bruder nicht auf ihrem Gute dulden zu wollen. Sie hat sagen lassen, sie werde meinen Bruder nicht verfolgen, aber wer kann der Zusage trauen; mein Bruder hält es für eine Falle, die Frau Baronin hört ja auf den Rath des Inspektors und dem war mein Bruder ein Dorn im Auge.“

„Die Baronin hatte ihrem Bruder eine Entschädigung geboten, die er selbst berechnen sollte, das ist doch kein Beweis ungerechter Härte. Kennen Sie die Baronin so genau, daß Sie ein so hartes, absprechendes Urtheil vertreten können?“

Hulda erröthete heftig, ein Blick der Pastorin traf sie fast noch vorwurfsvoller als das Wort der fremden Dame. „Verzeihen Sie — nein —“ rief sie, „ich habe sie ja nie gesehen. Aber wüßte sie, wie mein Bruder an jedem Baume hängt, den er gepflanzt und groß gezogen, wie es ihn stolz und glücklich macht, zu pflegen, was er geschaffen, sie hätte ihn wenigstens gehört, ehe sie ihm durch die Polizei die Thüre gewiesen. Der Herr von Elm hat ihn gereizt und dann verrathen, was er im Aerger unüberlegt gesprochen.“

„Woher wissen Sie,“ forschte Ella, „daß Ihr Bruder eine Falle darin erblickt, wenn man ihm bedeutet, er solle nicht verfolgt werden; haben Sie ihn etwa gesprochen, seit er von der Försterei verschwunden? Und was soll man der Baronin zu seinen Gunsten sagen, wenn er ihr doch nicht traut?“

Hulda ward sehr bleich. „Meine Schwägerin war heute in der Frühe hier,“ antwortete sie mit bebender Stimme, „sie hat Robert gesprochen. Er will keinen Rath, keine Vorstellung hören. Er sagt, er wolle nicht als bestraffter Mensch leben, sein Dasein, seine Ehre wären vernichtet, man habe ihn verderben wollen. Der barmherzige Gott verhöre es; aber meine Schwägerin fürchtet, er habe Böses im Sinne. Sie fühlen Mitleid, gnädige Frau, ich will Ihnen Alles sagen. Der Baron Lieben hatte mir vor langen Jahren die Ehe versprochen. Mein Bruder trägt wahrlich keine Schuld daran, wenn ich so thöricht gewesen, ihm zu vertrauen, er hat mich oft gewarnt. Nun trifft ihn der Haß der Baronin, um meinetwillen ist das Unglück über ihn gekommen. Wenn sie nur wüßte, wie elend ich bin, sie würde Erbarmen fühlen.“

Hulda stockte, ihre Worte hatten eine seltsam ergreifende Wirkung, die Augen der fremden Dame füllten sich mit Thränen, Ella zitterte heftig.

„Was ist Ihnen?“ fragten die Pastorin und Hulda, Beide gleich betroffen.

„Wer sagt es Ihnen denn,“ rief Ella in mächtiger Erregung, „daß ich hart und herzlos, daß ich an Groll und Rache denke, daß ich Ihren Bruder verderben will?“

„Sie!“ stotterte Hulda erbebend — „Sie!“

„Ich bin die Baronin Lieben. Was ich gefühlt, gelitten, daran hat Keiner denken mögen — es heißt ja, ich habe kein Herz!“

Ella sprach das in krampfhafter Erregung, wie überflutet von bitteren und schmerzlichen Gefühlen, die alle Dämme der Selbstbeherrschung durchbrachen.

Einen Moment starrte Hulda die Baronin an wie betäubt, dann sank sie ihr zu Füßen.

Es vergingen Stunden, ehe die beiden Frauen einander ihr Herz ausgeschüttet.

(Fortsetzung folgt.)

Das Biergeßpann auf der Markuskirche in Venedig.

(Bild S. 428.)

Wir geben hier nach der Zeichnung eines Touristen die vier merkwürdigen Metallstücke, welche seltsamerweise über dem Hauptportale der Markuskirche in Venedig stehen und zu den interessantesten Schmuckstücken des weltberühmten Markusplatzes gehören. Die vier Pferde sind das einzige antike Biergeßpann, welches auf unsere Zeit gekommen. Aus Kupfer in mehr als Lebensgröße gegossen, waren sie einst verguldet und schmückten im fünften Jahrhundert unter Kaiser Theodosius ein Hippodrom in Konstantinopel; sie kamen dorthin aus Chios, stammen wahrscheinlich von einem Triumphbogen aus der Zeit Nero's und gelten als Kopien einer Arbeit der griechischen Blütheperiode. Als mit Hülfe der Venetianer 1204 Konstantinopel erobert wurde, kamen sie nach Venedig, zuerst in das Arsenal; dann entführten die Franzosen die merkwürdigen Rosse 1797 nach Paris, mußten dieselben jedoch 1815 an Kaiser Franz zurückgeben, worauf sie ihren jetzigen Platz erhielten. Jedes dieser Rosse wiegt 420 Kilogramm. Von unten sehen sie leicht und fein in den Linien wie Pferde aus, in der Nähe sind sie schwer und massig von Charakter. Das Biergeßpann gehört jedenfalls zu den interessantesten Denkmälern antiker Kunst und es umschwebt diese kupfernen Pferde der Reiz merkwürdiger Schicksale und der Hauch eines gewaltigen Stückes Weltgeschichte.



Das Osterfest auf der Insel Kreta.

Von

Johannes Mitsotakis.

(Nachdruck verboten.)

Das Osterfest ist für die Bewohner der Insel Kreta, sowie für die ganze christliche Bevölkerung des Orients das höchste religiöse Fest des ganzen Jahres. Wie bei allen der orthodoxen Kirche angehörigen Christen wird das Fasten auch von ihnen, nach den von den Aposteln eingelegten Regeln, auf das Strengste beobachtet, besonders streng aber während der dem Osterfest vorausgehenden achtundvierzig Tage, wo der Genuß von Fleisch, Eiern und Milchspeisen, ja selbst von Fischen untersagt ist. Es ist deshalb leicht begreiflich, daß Jeder mit Ungeduld dem Feste entgegen sieht, damit er endlich den Anforderungen seines so lange unbefriedigten Magens wieder volle Gerechtigkeit widerfahren lassen kann.

Ein Lamm ist nach der Sitte des Landes die erste Fleischspeise, durch welche man am Osterfest die Fasten zu brechen pflegt. In Folge dessen werden alle Dörfer und Städte während der ganzen Charwoche von dem Geräusch und dem Klingeln der Glöckchen, welche diese harmlosen Bierföhler um den Hals tragen, die von den Bergen herab getrieben werden, um dem Feste zum Opfer zu fallen.

Ein jeder Hausvater bereitet sich, bei Zeiten sich in Besitz eines Lammes zu setzen, denn wie es bei einer deutschen Familie ein Gefühl der Trauer hervorrufen würde, den Weihnachtsabend ohne Christbaum feiern zu müssen, ebenso schmerzhaft würde es eine kretische Familie empfinden, müßte sie sich zum Osterfest das Osterlamm verschaffen.

Hat man sich dieses Hauptbestandtheiles des Ostermahles glücklich verschafft, so beginnt das Färben der Eier und das Baden der Osterbröde. Diese Bröde, welche eine runde Form haben, werden, ehe man sie in den Ofen schiebt, mit rothgefärbten Eiern bestreut und mit Sesam bestreut. Für die Kinder namentlich sind die Bröde von besonderem Interesse und kaum können sie den Augenblick erwarten, wo ihnen der Genuß dieses seltenen Vorkommnisses gestattet sein wird.

Endlich ist der ersuchte Charismastag Abend gekommen. Kurz vor Mitternacht versammeln sich die Gläubigen in der Kirche, um das Fest der Auferstehung zu begehen. Alle sind festlich gekleidet und haben ihre besten Sommerkleider angelegt, denn am Ostern herrscht auf Kreta bereits vollständiger Sommer. Schon im März stehen die Rosen in voller Blüte, die Berge haben unter den erwärmenden Strahlen der Sonne eine hellere Färbung angenommen, Hügel und Thäler sich mit frischem Grün gekleidet und es weht eine milde, erquickende Luft.

Männer, Frauen und Kinder treten in die Kirche, jedes eine große weiße Wachskerze in der Hand haltend. Sobald der Priester das „Christus ist erstanden“ gesungen, zünden alle Anwesenden ihre Kerzen an und die Kirche strahlt im Glanze von Hunderten von Lichtern. Auf allen Gesichtern malt sich lebhafteste Freude. Aber die Kretenser können sich nicht damit begnügen, nur in ihren Zügen die Befriedigung auszudrücken, die ihr Herz erfüllt, wie dieß bei civilisirten Völkern der Fall ist, die ihre Gefühle durch die Vernunft zu beherrschen gelernt haben, sie müssen derselben auf andere Weise Ausdruck geben und wissen keine bessere Art, ihrer Freude Luft zu machen, als durch Schreien. Die Ankunft eines theuren Verwandten oder Freundes nach langer Abwesenheit feiern sie mit Pistolenschüssen, und ebenso begrüßen sie die Auferstehung des Erlösers, nur in verstärktem Maßstabe. Ein wahres Pelotonfeuer erhebt sich alsbald auf dem Kirchhofe und vor der Thür der Kirche,

welches während der ganzen Dauer der Messe anhält. Besonders die jüngeren Leute geben sich mit der ihrem Alter eigenen Lebhaftigkeit und Begeisterung diesen Freudenbezeugungen hin. Viele von ihnen glauben ihrem Eifer noch mehr Genüge zu thun, indem sie in der Kirche selbst ihre Waffen abfeuern, wobei, da sie große Wergspitzen zur Ladung derselben anzuwenden pflegen, um den Knall zu verstärken, oftmals nicht unerhebliche Verwundungen der ihnen zunächst Stehenden vorkommen.

Nach beendigter Messe begrüßen sich Freunde und Bekannte beim Hinausgehen aus der Kirche, aber von diesem Augenblicke an sind die gewöhnlichen Begrüßungsformen, wie „guten Tag, guten Morgen, guten Abend“, wenigstens für acht Tage beiseite gelegt.

„Christus ist erstanden!“ lautet jetzt der Gruß, worauf der Gegengruß erfolgt: „Ja, er ist wahrhaftig auferstanden!“

Den größten Theil des Osterfestes bringen die Kretenser zu Hause zu, wohl hauptsächlich dem Lamm zu Ehren. Bis zum Mittag finden zwei Mahlzeiten Statt, denn nach so langer Enthaltsamkeit befindet der Magen einen wahrhaften Heißhunger auf das Osterlamm. Zu Ende der Mahlzeit erscheint eine große Schüssel voll gefärbter Eier und die Osterbröde, und die Tischgesellschaft beginnt. Jedes Glied der Familie wählt sich einen Segner, um mit ihm Eier gegen einander zu schlagen; wessen Ei zuerst zerbricht, ist der Besiegte und muß das zerfallene Ei dem Sieger überlassen. Von Zeit zu Zeit greifen die jungen Leute zur Pistolet oder Pistole und schießen munter zum Fenster hinaus. Wegen der Vorübergehenden sich vorsehen!

Diese Unsitte herrschte auch in der Hauptstadt Griechenlands, und erst im Jahre 1852, nachdem sieben oder acht Unglücksfälle dadurch herbeigeführt worden, konnte die Regierung dazu bewegen werden, unter Androhung strenger Strafen ein Verbot gegen das Schießen aus den Fenstern ergehen zu lassen und so dem Unfuge ein Ende zu machen. Am Nachmittage geht wieder Alles zur Kirche, um die Evangelien zu hören und den Judas verbrennen zu sehen.

Dieses Schauspiel findet auf dem Kirchhofe und in Ermangelung desselben in der Straße vor der Kirche Statt. An einem Galgen hängt eine lebensgroße ausgeputzte Strohpuppe, den Verräther Judas vorstellend. Die Verbrennung fängt bei den Füßen an; in die Beinkleider der Puppe sind auch Springschwärmer und Frösche hineingesteckt, die beim Explodiren die Beine der Figur in die Höhe schleudern. Ein jeder solcher Sprung des abtrünnigen Jüngers wird mit Lachen und Jubel begrüßt. Aber wenn erst die Flammen den Bart des Judas ergriffen haben, der von ungewöhnlicher Länge und aus besonders brennbaren Stoffen hergestellt ist, dann hat das Schauspiel seinen Höhepunkt erreicht. Endloses Gelächter erschallt, Schüsse krachen, freudiges Rufen ertönt, bis nach und nach die Flammen erlöschen und die Cerimonie ihr Ende erreicht.

Am zweiten Feiertage haben sich die Gemüther schon etwas beruhigt. Das Osterlamm ist verzehrt, der Pulverbottich erschöpft, der Judas verbrannt und die Kretenser geben wieder künftigen Gefühlen Raum. Um sich dafür zu entschädigen, den größten Theil des vorhergehenden Tages im Hause zugebracht zu haben, verlassen sie schon am Ostermontag früh Dörfer und Städte und ziehen hinaus in das Freie, Gsel und Maulthiere, welche für die Eisenbahnen und Wagen vertreten, mit Lebensmitteln aller Art für den ganzen Tag belad, mit sich führend.

Gewöhnlich vereinigen sich zu diesen Wägnicks drei bis vier Familien. Die Einen ziehen es vor, ihren Weg dem Meeresstrande zu nehmen, um dort eine Grotte zu suchen, wo sie, geschützt vor den Strahlen der Sonne, ihr kleines Familienfest feiern. Andere, einem romantischen Zuge folgend, zerstreuen sich auf den grünen Hügel ihrer herrlichen Insel, lagern sich an den Ufern der sanft murmelnden Bäche oder im Schatten der Olivenhaine, deren Kultur den Haupterwerbszweig und Reichthum der Kretenser bildet.

Der Nachmittag ist ländlichen Vergnügungen und Spielen gewidmet, vornehmlich ist das Wettlaufen bei den jungen Kretensern sehr beliebt. Sie sind ausgezeichnete Läufer und die Landestracht begünstigt diese Uebung ungemein. Ihre Fußbekleidung besteht aus leichten weichen oder rothen Stiefeln ohne Abhänge, von sehr weichem Leder, die, an den Seiten mit feidenen Bändern zierlich zugeschnitten, bis an das Knie hinauf reichen. Weiße blaue Beinkleider, die um den Leib von einer Schnur zusammengehalten werden, und eine eng anschließende kurze Jacke von schwarzem Tuch, reich mit besponnenen Knöpfen besetzt, vollenden diesen Anzug. Ihre Kopfbedeckung ist der Fez, viele aber tragen auch nur ein feidenes Tuch um den Kopf geschlungen.

Diese leichte Kleidung und ihre Schnellschwindigkeit sind den Kretensern mehr wie einmal vortrefflich zu Statuten gekommen, denn bei ihren häufigen Aufständen gegen die Türken konnten sie deren regulären Truppen, die ihnen an Zahl überlegen, außerdem aber auch Kanonen mit sich führten, in den Ebenen nicht Stand halten, sie flohen deshalb stets eilrig in die Berge und führten von dort aus einen Guerillakrieg gegen die Feinde.

Nicht alle jungen Männer betheiligen sich indessen bei solchen ländlichen Ausflügen an jenen Festspielen, die rather beizubehalten bleiben bei den Frauen, um sich den Freuden des Tanzes hinzugeben.

Ein junger Mann nähert sich der Dame seiner Wahl, den Zipfel eines gewöhnlich rothen Tuches in der Hand haltend und ihr den andern anbietend. Die Tänzerin erhebt sich, ergreift den dargebotenen Tuschzipfel und Beide treten vor, das Tuch zwischen sich haltend. Auf diese Weise wird das Zeichnen zum Beginn des Tanzes gegeben, oder, wie die Kretenser sagen, „der Tanz aufgezogen“. Nun erheben sich die übrigen tanztüchtigen Männer, jeder wählt sich seine Tänzerin, und sich Alle die Hände reichend, und so eine Kette bildend, schließen sie sich dem ersten Paare an, aber nur die Dame des Vortänzers reicht die Hand, der Vortänzer hält die Linke frei, um in seinen Bewegungen nicht gehindert zu sein. Die Kette, von dem ersten Paare geführt, setzt sich jetzt in Bewegung, und der Tanz nimmt seinen Anfang, wenn ein rhythmisches Gehen nach der Melodie eines Liedes, mit welchem der Tänzer oder der Tänzerinnen denken begleitet, Tanz genannt der Gesang durch Gesen begleitet und gelegentlich mit den Fingern schnalzen muß. Er kann jedoch seinen Platz einem der anderen Tänzer abtreten und muß sich dann an dem entgegengesetzten Ende der Kette allein anschließen.

Dieser Tanz würde im Ganzen einformig sein, wenn er nicht durch Wechselgesänge belebt würde, denn gleichviel, ob Herr oder Dame, darf Jeder der Mitsingenden den Sänger unterbrechen und den Gesang aufnehmen. Manchmal begleitet einer der Zuschauer den Gesang mit einer Lyra.

Da auch bei den Gebirgsbewohnern dieser Tanz üblich ist, zu dem die fremden Eroberer nie gedrungen sind, so ist wohl anzunehmen, daß die Griechen des Alterthums ihre Tänze in ähnlicher Weise ausführten. Die Gesänge sind Distichen, welche den Kreisläufern besonders geläufig sind und die sie mehr wie alle anderen Völker des Orients lieben. Selten findet man einen Kreisläufer, der nicht einige Hundert solcher Distichen auswendig wüßte. Auch finden meistens die Unterbrechungen des Gesanges des einen nur deshalb Statt, weil der Andere entweder dessen Distichon durch ein anderes zu widerlegen oder die darin ausgesprochene Meinung zu bekräftigen sucht. Diese Doppelverse handeln nicht ausschließlich nur von der Liebe, sondern sie umfassen alle Regungen des menschlichen Herzens und die verschiedenen Fragen des Lebens.

Alle derselben sind von großer Anmuth und poetischer Schönheit. Der Tanz mit seinem Vorgehen und Zurückweichen und den ihn begleitenden Wechselgesängen macht im Allgemeinen auf den Zuschauer einen äußerst angenehmen Eindruck, um so mehr, da die Männer von Kreta sehr schöne Leute von hohem, schlankem Wuchs und höchst graziösen Bewegungen sind. Die Frauen in ihren engen, tugen Kleidern ohne jeglichen Anstrich, das Haar in Zöpfe geflochten, die sie zierlich um ein um den Kopf geschlungenes Tuch gewunden tragen, ziehen weniger die Blicke auf sich. Eigenthümlicherweise findet auf Kreta die Rollen vertauscht, und es sind dort die Männer, welche das schöne Gesicht bilden. Hieraus entspringt auch vielleicht deren stolze, selbstbewußte Haltung, sowie auch der Stolz und die Gefallsucht, welche letzteren Eigenschaften doch dem männlichen Geschlecht nur selten eigen zu sein pflegen. Aber diese Schwächen werden wieder glänzend aufgewogen durch ihre heldenmüthige Tapferkeit, durch welche sie sich im ganzen Orient berühmt gemacht haben. Sobald die Dämmerung eingetreten, ist Spiel und Tanz vorüber, ein Jeder tritt den Heimweg an, um sich zu Hause von den Anstrengungen des Festes auszuruhen und am nächsten Morgen wieder seinen gewöhnlichen Geschäften nachzugehen.

Frau von Schwarz, als Schriftstellerin unter dem Namen Elpis Weiss bekannt, hat vor einigen Jahren mehrere dieser Distichen in das Deutsche übertragen und dieselben dem Gehörten von Sachse-Meinungen, in seiner Bekanntschaft sie auf Kreta gemacht, überliefert. Der Prinz drückte in seiner Erwiderung auf diese Sendung Frau von Schwarz sein lebhaftes Vergnügen aus, welches er bei Lesung dieser krethischen Dichtungen empfunden.

Die Erntezeiten auf der Erde.

Daß in Folge der verschiedenen Zonen und der dadurch wieder bedingten verschiedenen Jahreszeiten auf unserer Erde die Getreidernte in äußerst differirenden Epochen stattfindet, ist eine allbekannte Thatsache, daß jedoch diese Epochen insgesammt mehr als den Vierteltheil des Jahres umfassen, und es so nur drei, ja, man kann wohl sagen, nur zwei Monate gibt, in welchen nicht irgendwo auf Erden Getreide geerntet werde, dieses Faktum dürfte nicht jedem bekannt sein. Es ist darum vielleicht nicht ganz ohne Interesse, wenn wir in folgendem einen Erntekalender unseres Planeten hier mittheilen.

In Australien, Neuseeland, dem größten Theile von Chili und in einigen Gegenden der argentinischen Republik findet die Ernte im Januar Statt; im Februar beginnt sie in Ostindien und wird, je weiter nach Norden fortschreitend, im März beendet. In der nördlichen Hälfte des Jahres ernten im April, während die Ernte im nördlichen Kleinasien, in China, Japan, Tunis, Algerien und Marokko im Mai geschieht. In Kalifornien, Spanien, Portugal, Italien, Griechenland, auf Sizilien, in einigen der südlichen Departements von Frankreich geschieht die Ernte im Juni. Im übrigen Frankreich, in Oesterreich-Ungarn, Südrussland und in einem großen Theile der Vereinigten Staaten von Nordamerika findet die Ernte im Juli Statt, und im August folgen dann Deutschland, Belgien, die Niederlande, Dänemark, der Staat New-York. Im September kommen Schottland, Schweden, Norwegen, der größte Theil von Kanada und Rußland an die Reihe, und in den nördlichsten Gegenden des letztgenannten Reiches, sowie in den nördlichsten Gegenden des letztgenannten Reiches, sowie in den nördlichsten Gegenden des letztgenannten Reiches, findet das letzte Einbringen des dürftigen Ertrages erst im Oktober Statt. Es sind also allein die Monate November und Dezember, in welchen faktisch auf Erden keine Erntethätigkeit vor sich geht.

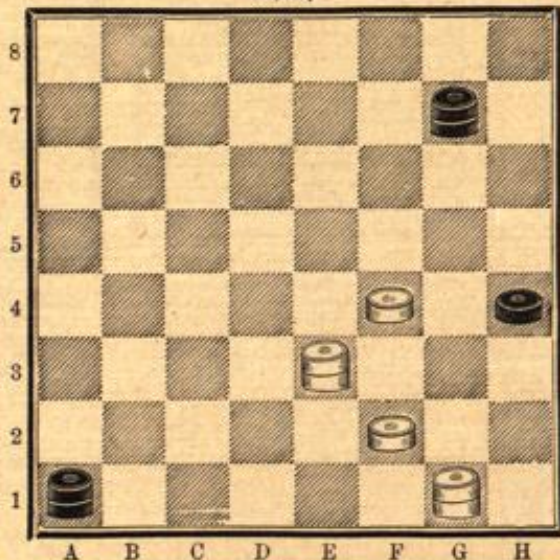
Ueber die Fregwerkzeuge der Walfische.

Die Varten besitzen aus groben, verwachsenen Haaren und langen beiderseits vom Gaumen wie Goulißen herab. Die Wale besitzen, indem sie mit geöffnetem Maule langsam an der Meeresoberfläche in den dichten Schwärmen kleiner Krebsthiere und Molusen dahinschwimmen, welche in solcher Dichtigkeit nur in den kalten Meeren vorkommen; das Wasser läuft zwischen den Varten hindurch, während die kleinen Thiere in dem groben Haarnetz liegen bleiben und von Zeit zu Zeit hinabgeschluckt werden. Die Frage nach der allmähigen Entwicklung des Vartenapparats ist unmittelbar zu derjenigen der Entwicklung der Wale selbst. Die Wale treten zuerst in der Tertiärzeit auf. Sicher die älteste Form der Wale ist die Familie der Zahnwale, zu denen Delphin, Kammwale, Potwal und Finnwale gehören. Es deutet sehr Vieles darauf hin, daß sie aus Lufthieren durch Anpassung derselben an das Wasserleben entstanden sind. Bei den Zahnwalen zeigt sich eine gewisse Neigung zum Verklümmern der Zähne. Als ein Beispiel derselben entwickeln sich nun die Varten (von welchen ja eine kleine Andeutung schon am Gaumen unserer Kinder vorhanden ist). Noch jetzt besitzen die Jungen der Vartenwale ein unentwickeltes bleibendes Milchzahngebiss von echten Zähnen. Die Kleinkinder der Fütterthiere machte eine immer stärkere Entwicklung des Vartenapparates und damit des Kopfes nöthig, welche wieder eine Vergrößerung des gesammten Körpers bedingte. So kann man von dem paradoxen Satz aufstellen, daß die Vartenwale so groß geworden sind, weil sie von so kleinen Thieren leben. Am Ende der ganzen Entwicklungsreihe steht der Grönlandswal, dessen Kopf zum allergrößten Theile zum Fregwerkzeug ausgebildet ist und an dem das Gehirn und die Sinneswerkzeuge nur einen ganz kleinen Raum einnehmen.

Damespiel.

Aufgabe Nr. 10.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

Auflösung der Damespiel-Aufgabe Nr. 9 in Nr. 32:

- | | |
|--|----------------------------|
| 1) D. E 5 — G 3. . . | 1) D. D 8 — A 5 am besten. |
| 2) A 3 — B 4. | 2) D. A 5 — C 3 (D 2). |
| 3) D. F 2 — G 1 gewinnt. | |
| 2) D. G 3 — H 2 gewinnt. | 2) D. A 5 — E 1. |
| (Auf 1) D. D 8 — E 7 bis G 5. gewinnt 2) D. F 2 — E 1 (G 1). | |

Würfelsprung.

	und	rath	best	lie-	
noch	wie	die	nisch	sprach	ist
jet	i-	hof-	den-	be	lis-
herr	so	seuf-	ro-	thig	el-
grä-	ste	chelt	der	das	weh-
to-	dürre	die	spricht	lä-	hof-
ach	fin	nisch	sonst	muß	heit
schä-	pla-	sen-	dom-	und	öff-
ti-	der	det	sein	der	be
nicht	sie	tig	prä-	herr	weit
die	ret	so	be	se	sa-
roh	sei	taf-	gü-	mund	lie-

In der soeben ausgegebenen Nummer 26 unserer „Deutschen Romanbibliothek“

beginnt ein neuer Roman von

A. von Suttner,
Am Berge Urta.

In das Abonnement auf die „Deutsche Romanbibliothek“ — Preis in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark vierteljährlich, in 14-tägigen Hefen 35 Pfennig pro Heft — kann noch jederzeit eingetreten werden, und zwar geschieht dies am besten bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt, von welcher man die „Illustrirte Welt“ bezieht.

Die bereits erschienenen Nummern oder Hefte des Jahrgangs werden neu eintretenden Abonnenten auf Verlangen sämtlich zum gewöhnlichen Preise nachgeliefert.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt
vormals Eduard Hallberger.

Kleine Korrespondenz.

Hrn. O. H. in Worms. Derartige Erfindungen werden täglich gemacht, ohne jedoch, wenigstens bis jetzt, praktische Bedeutung erlangen zu können.
Hrn. J. Quirin H. in Jälsch. Lesen Sie fleißig die Klassiker und studieren Sie „Gottschall's Poetik“. Wenn sich dann auch herausstellen sollte, daß Sie nicht zum Dichten geboren sind, was wir trotz Ihrer Proben vorläufig noch dahingestellt sein lassen, so wird das Plus an Wissen und Geschmaack Sie dafür reichlich entschädigen.
Hrn. A. Ph. L. „Wo man singet, lag dich ruhig nieder“ ist aus einem Gedicht von Scume: „Die Gesänge“ („Zeitung für die elegante Welt“, 1904, Nr. 23). — Selbstbilder frisst man auf, indem man sie nach

Bettenhofer's Verfahren einige Zeit der Einwirkung von mit Alkohol-dämpfen gesättigter Luft aussetzt. Zur Reinigung von Celldruckbildern empfiehlt sich folgendes Verfahren: Man ficht durch ein feines Haarsieb reine Asche von Buchen- oder Eichenholz auf das Bild, dann reibt man diese sehr gelinde mit Seifenwasser aus venetianischer Seife und vermittelst eines weichen Schwammes einige Minuten auf dem Bilde. Spült mit reinem Wasser nach und trocknet mit einem weichen, sauberen Tuche ab.
Hrn. M. F. in E. Vorstehende Antwort gilt auch für Sie.
Hrn. M. K. in Neuhaus bei Damen. Nachrichten über die Rennen in Hoppegarten finden Sie in der Sportrubrik von „Ueber Land und Meer“, sowie in jeder Fachzeitung, „Allg. Sportzeitung“ (Wien), „Das Pferd“ (Dresden bei H. Jaczke) u. a. m.

Richtige Lösungen von Rebus, Räthseln etc. sind uns zugegangen von Fr. Rosina Wihlidal, Prag; Wilhelmine Niederhauser, Preßburg; Hrn. Hermann Brandes, Stedderdorf bei Peine; Karl Schneider, Prag; A. Johnson, Aachen.

Hrn. John D. in Sheboygan County, Wisconsin. Vielen Dank. Ob dieser Antworten des Kandidaten Jobies geschah ein allgemeines Schütteln des Kopfes. Wir werden einige derselben, soweit sie für ein deutsches Publikum verständlich sind, nur in etwas anderer Form mit Vergütungen bringen.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Donna D'Alia in Wien. Versuchen Sie gegen die Leberleide Umschläge mit einprozentiger Sublimatlösung (ca. 4 Stunden hindurch vorsichtig gemacht). Zu starke Schuppenbildung der Haut wird durch abendliches Einreiben mit Goldcreme oder Balaun vermindert.

D. D. D. Ob Ihr Lungenleiden noch gebessert werden kann, ist nur der Arzt zu beurtheilen im Stande, der Sie persönlich untersucht hat. — Für den augenblicklichen Gebrauch wirken die betreffenden Pillen nicht übel, für längere Zeit möchten wir sie jedoch nicht empfehlen, da sie dann dem Magen nachtheilig zu sein scheinen.

W. Sch. in Berlin, Wörther Straße. Als Haarstärkungsmittel empfehlen sich Wäsungen des Kopfes mit spirituellen Flüssigkeiten, zum Beispiel Franz- oder Kornbranntwein, circa zweimal wöchentlich, oder mit einer zweiprozentigen Lösung von doppeltkohlensaurem Natron, ebenfalls mehrmals wöchentlich.

Dr. Sch.

Anfragen.*)

32) Wie macht man Bleischnitten oder Bleischrift auf gewöhnlichem Schreibpapier unverwundbar?

E. L. Abonnent in Saarbrücken.

Antworten.

Auf 26 der Anfragen, Glimmerbrillen betreffend, erhalten wir noch eine Zuschrift aus Breslau, welche auf die ganz vortheilhafte Schutzbrillen und Gesichtsmasken der dortigen Glimmerwarenfabrik von Max Kappeler hinweist, die in einer Abhandlung des Breslauer Augenarztes Dr. Hermann Göhn als ein geradezu unentbehrlicher Schutz für Metallarbeiter, Steinmetzen, Eisenbahnkassener und so weiter bezeichnet werden.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion: Hugo Rosenthal-Wonia in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Acht Hund, Erzählung von Paul von Weilen. Fortsetzung. — Ein Bild über Kairo und das Niltal. — Reichsfürst Fürst Bismarck, von Wilhelm Müller. — Albumblatt: Am Wege, von Heinrich Seidel. — Tante Karoline's Hochzeitsgeschenk. — Humoreske von H. B. — Das Topfgeschlagen in Rärthen. — Die schöne Witwe, Roman von G. H. v. Debenroth. — Fortsetzung. — Böser Markt, von J. P. Hebel. — Das Biergepöhl auf der Petruskirche in Venedig. — Aus Natur und Leben: Das Osterfest auf der Insel Arreta, von Johannes Wilschke; Die Erntegärten auf der Erde, von W. K.; Ueber die Fregwerkzeuge der Walfische. — Damespiel. — Würfelsprung. — Kleine Korrespondenz.

Illustrationen: Kairo und das Niltal, Zeichnung von H. Penn. — Schloss Burgin, vom Gießler aus gesehen; Arbeitszimmer des Fürsten Bismarck in Burgin, Originalzeichnungen von H. Penn. — Fürst Bismarck, der deutsche Reichskanzler; Gebirgsblatt zum 1. April 1885. — Das Biergepöhl auf der Petruskirche in Venedig, Zeichnung von H. Penn. — Das Topfgeschlagen in Rärthen, nach einer Skizze von J. Schlegel. — Böser Markt, drei humoristische Bilder von Erdmann Wagner.

Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart.

Kaiser Wilhelm-Biographie.

In unserem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Achtundachtzig Jahre
in Glaube, Kampf und Sieg.

Ein Menschen- und Heldenbild

unseres deutschen Kaisers
von Oskar Meding.

Mit 45 Illustrationen

nach den von des Kaisers und Königs Majestät Allerhöchstdigst zur Benützung verstateten Aquarellen

als Festgabe für das deutsche Volk

herausgegeben von Carl Hallberger.

148 Seiten hoch Quart. Preis elegant gebunden 2 Mark; fein gebunden in Leinwand mit prächtigem Goldtitel und reicher Pressung 3 Mark.

Dem deutschen Volke bietet sich hier ein abgerundetes Bild dieses einzig in der Weltgeschichte dastehenden Herrscherlebens, voll auf angeht, die Liebe und den Dank, den eines jeden Deutschen von wahrhafter Vaterlandsliebe erfülltes Herz für seinen ehrwürdigen Kaiser in Treue hegt, zu hellen Flammen der Begeisterung und hingebender Verehrung zu entzünden. Möge diese Kaiser Wilhelm-Biographie in dieser, durch den sehr mäßigen Preisanlag den weitesten Kreisen zugänglich gemachten Volksausgabe in jedem gut deutsch denkenden und empfindenden Hause ihren Einzug halten, um dort einen Ehrenplatz in der Familienbibliothek zu erhalten, bei Jung und Alt, den gegenwärtigen und kommenden Geschlechtern die Liebe und Treue zu Kaiser und Reich nach zu erhalten und zu kräftigen. **Hamburger Nachrichten.**

